

86 Schweizer
Literaturzeitschrift **orte**

Orte in Liechtenstein – Liechtenstein in orte



Sondernummer

Herausgeber: Werner Bucher
Redaktion: Irene Bosshart, Werner Bucher, Loretta Federspiel, Virgilio Masciadri, Erwin Messmer, Jürgen Stelling, Peter K. Wehrli

Satz: Irene Bosshart

Gestaltung: Konzept und Umschlag Büro Ruedi Rüegg AG Zürich
Layout MZ-Verlagsdruckerei GmbH, D-87700 Memmingen

Adresse: orte-Verlag
Wirtschaft Kreuz
9429 Zelg/Wolfhalden AR
Telefon/Fax: (071) 44 15 56
oder Postfach, 8033 Zürich

orte erscheint: fünfmal jährlich
Einzelnummer: sFr. 13.-
Abonnement: sFr. 55.-
Ausland-Abonnement: sFr. 65.-
Übersee-Abonnement: sFr. 70.-
Gönner-Abonnement: sFr. 120.-

Einzahlungen an: orte, Schweizer Literaturzeitschrift
Verlag Werner Bucher
Postcheckkonto 80-36215-6

Inserate: 1/1 Seite (126 x 180 mm) sFr. 400.-
1/2 Seite (126 x 86 mm) sFr. 200.-
1/4 Seite (60 x 86 mm) sFr. 120.-
1/8 Seite (60 x 39 mm) sFr. 80.-

Copyright bei den Autoren. Unaufgefordert eingesandte Manuskripte können leider nicht zurückgeschickt werden; im Zeitalter der Kopiermaschinen ist das Rückporto ohnehin teurer als die Kopie.

Druck: MZ-Verlagsdruckerei GmbH,
D-87700 Memmingen

Virgilio Masciadri 4 Herausfordern – Ansprechen
Claus Bremer 7 schreiben heisst machen
Christine Lipp 15 Mein Hügeland

Orte in Liechtenstein – Liechtenstein in orte

Loretta Federspiel 19 Orte in Liechtenstein – Liechtenstein in orte
Gerhard Beck 22 Der tod im alabasterhaus
Loretta Federspiel 24 Die Drei Schwestern
fine young Gölässler Guga 26 Crazy Apartheidi
Peter Gilgen 28 Auto – poiesis
Gustav Kaufmann 30 No ko Angst
Evi Kliemand 32 der Ball den ich dir
Claudine Kranz 35 Das Sonntagstestament
Iren Nigg 37 Das Austerneßen
Arno Oehri 42 Frohsinn
Mathias Ospelt 46 wahlsonntag
Hansjörg Quaderer 49 Ausgesetzt auf den Sedimenten des Rheins
Hans-Jörg Rheinberger 55 Fröhliches Land
Jürgen Schremser 57 einerlei
Sigi Scherrer 58 Triesen
Pio Schurti 62 Panther Rhein
Stefan Sprenger 64 Das geplante Buch – „Menches“

Information:

72 orte-Buchladen
78 Bestenliste
79 kleininserate
80 news

Liebe Leserin, lieber Leser,

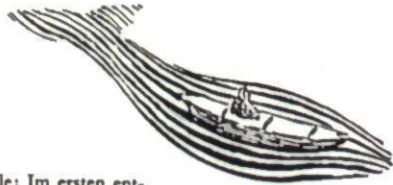
Liechtenstein: für mich bisher ein Ländchen, das halb zur Schweiz gehört. Dann EWR-Abstimmung — und ein ganz anderes Resultat als in Helvetien.

Ich nahm's zur Kenntnis.

Und jetzt nehm ich zur Kenntnis, dass Liechtenstein auch eine (junge) Literatur hat. Loretta Federspiel, selber Liechtensteinerin, stellt uns diese Literatur aus dem Fürstentum vor; und wir können nun prüfen, ob sie uns gefällt, berührt, aufregt oder eben nicht. Loretta Federspiel sei hierfür gedankt; und dass sie mit dieser Nummer gleich ihr "Gesellinnenstück" ablegt und fortan zu unserer Redaktion gehört, freut mich doppelt. Sie wird, daran zweifle ich keine Sekunde, zu lebhaften Redaktionssitzungen beitragen und gewiss Ideen beisteuern, die orte nur gut tun.

Ebenso freut mich, dass wir Ihnen in dieser Nummer wieder mal Arbeiten unseres früheren Redaktionskollegen Claus Bremer vorstellen dürfen. Der berühmte Konkrete und ehemalige Theatermann hat sie seinem kranken Körper buchstäblich abgerungen. Nächstes Frühjahr soll übrigens in unserm Buchverlag sein bekanntes Stück "hände weg von meinem ferrari" zusammen mit neuen Gedichten erscheinen. Auch auf dieses Buch freue ich mich; und bis dann, so hoffe ich, wird es Claus Bremer gesundheitlich weit besser gehn als im jetzigen Moment. Wir brauchen Poeten wie ihn; sie öffnen uns Türen und Fenster.

In diesem Sinn mit freundlichen Grüßen
Werner Bucher



Dieses Buch hat zwei Teile: Im ersten entstehen die Erde, die Welt, die Frauen, und aus ihrem Rotz der Mann. Frauen bauen das Haus, die Gemeinschaft, schließlich die Gesellschaft. Sie bauen und bewerken eine solidarische Welt.

Im zweiten Teil berichtet die heutige Kupferfrau, Granny, über das Anrücken der Weißen, der Schwarzröcke, der Krieger. Das Volk ist zwar nicht wehrlos, aber Gewehren, Überzahl und Grausamkeit ist nicht auszuweichen. Grannys handfeste, unzimperliche Sprache nimmt ihren Erzählungen etwas vom tödlichen Ernst und gibt ihnen Kraft und sogar — wenn auch grimmigen — Humor.

Anne Cameron Töchter der Kupferfrau

*Mythen der Nootka Indianerinnen
und andere Frauengeschichten*

*Der Bärenbüter
im Waldgut*

Wir bringen Licht

in die »Schwarze Kunst«

Datenkonvertierung
Programmautomatischer Werksatzumbruch
Automatischer Registerauszug
Desktop Publishing
1 bis 8farbiger Offsetdruck
Buchbinderische Verarbeitung in allen Ausführungen

Satz in allen gängigen Fremdsprachen,
auch in
Koptisch, Griechisch, Russisch
und Amharisch

Gesamtherstellung
von anspruchsvollen Werken
im belletristischen
und wissenschaftlichen Bereich



Verlagsdruckerei GmbH

87700 Memmingen · Schranenplatz 6 · Telefon (08331) 109-0
Telefax (08331) 3648

Bei uns kommt es auf Leistung und Qualität an

Unter dem Titel "Fund-orte" erinnern wir von nun an ab und zu an Autorinnen oder Autoren, die — wie wir meinen — noch oder (immer) wieder zu entdecken sind. Den Anfang machen wir mit Claus Bremer, unserem früheren Redaktionsmitglied.

Herausfordern — Ansprechen:

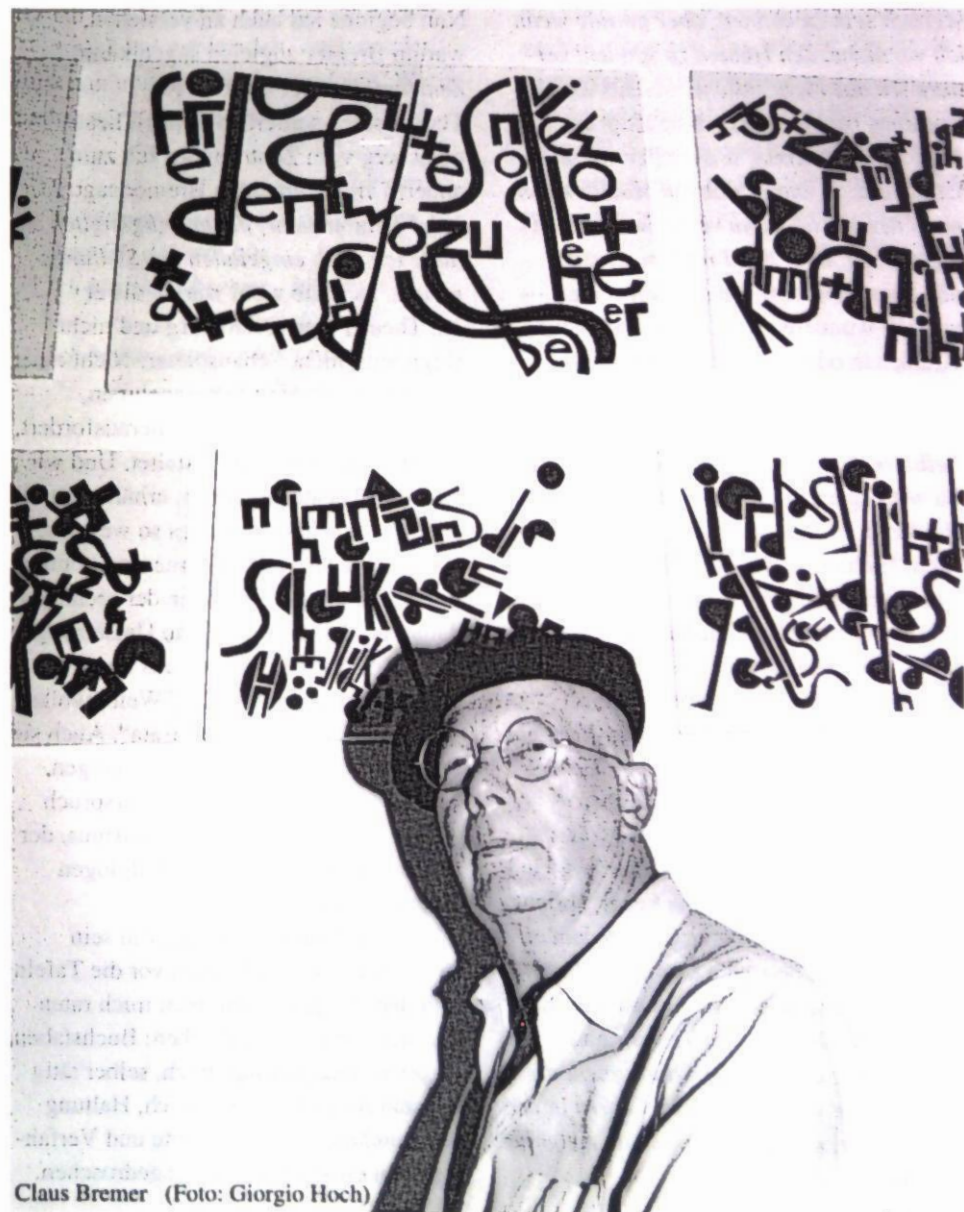
Aus einem Gespräch mit Claus Bremer

Claus Bremer, geb. 1924 in Hamburg, wohnhaft Forch/Zürich. 1956 bis 1978 Dramaturg in Darmstadt, Bern, Ulm, Düsseldorf, Zürich. Übersetzer von Aischylos, Aristophanes, Audiberti, Beaumont, Fletcher, Gatti, Ionesco, Plautus, Prévert, Shakespeare, Sophokles (Antigonae/Antigone, Steinbach/Giessen 1969), Tzara, Vitez. Publikationen: Poesie, Karlsruhe 1954, Theater ohne Vorhang, St.Gallen 1962, Thema Theater, Frankfurt 1969, Anlässe, Frankfurt 1970, Heine Revue, Dichter unbekannt, Hamburg 1979, Farbe bekennen. Mein Weg durch die Konkrete Poesie, Zürich 1983, Man trägt keine Mützen nach Athen, Zürich 1984.

Jeder, der Claus Bremer gegenüber sitzt, stellt wohl einmal die Frage, die kommen muss, wenn man von Claus Bremer spricht: Bremer und die Konkrete Poesie — Bremer und die Absage an die Konkrete Poesie: Wie hält er es heute damit? Die Antwort kommt rasch, man hätte sich's

auch denken können: *Die Frage ist nicht zu beantworten*, und dann eine ganze Mauer der Abwehr: Schon so viel ist darüber geschrieben, alles zerredet, was Neues kann da noch kommen? Nein, was früher gewesen ist, *interessiert nicht mehr sehr*, zu anders ist jetzt die Situation; das Zentrum der Interessen jetzt, sagt Bremer, *das liegt bei mir*. Die Antworten sind kurz und klingen einfach, jeder Satz mühsam der Parkinsonschen Krankheit abgerungen, die Bremers Lippen lähmt: *Ich bin krank*, sagt er, *der Weg der Krankheit ist vorgezeichnet*; doch diese einfach klingenden, einprägsamen Sätze — ist das nicht auch die Sprache, die man aus Bremers Gedichten kennt und aus seinen Essays? *Dinge, die nicht einfach auszudrücken sind*, sagt er, *sind für mich sinnlos, richten sich an eine Klasse von Menschen, die mir nicht liegt*, und einmal nennt er es ironisch: *Meine berühmten Platitüden*.

Dazwischen immer wieder die Krankheit: *Ich habe lange geglaubt*, sagt er, *man müsse seine Krankheit verbergen, um*



Claus Bremer (Foto: Giorgio Hoch)

Mensch sein zu können, aber gerade wenn ich versuche, den Helden zu spielen, verliere ich das Menschliche, und als ich ein frommes Bild entwerfe, bekräftigt er: *Man soll sein Kreuz sogar offen tragen.* Und dann: *Es bildet sich ein Maulkorb um mich herum; ich kann versuchen, diesen aufzulösen; aber das Problem ist nicht das Sprechen, sondern das Schweigen* — und ich wundere mich, ob er wohl vom Kranksein oder vom Schreiben spricht. Deshalb frage ich, was Schreiben unter diesen Umständen heisst: *Jede Arbeit ist Selbstverteidigung*, antwortet Bremer, und da wird spürbar, dass Krankheit hier nicht Rückzug ist und Ausflucht, dass sich hier nicht Wehleidigkeit den Schmerz von der Seele schreibt. Bremer, der Herausforderer, der schon immer *Haltung provozieren* wollte: In die Krankheit eingesperrt, radikalisiert er seine letzte Provokation: *Gedichte machen, die sofort zum Handeln zwingen — oder zum bewussten Nicht-Handeln*, oder anders, freundlicher gesprochen: *Zartes bewegt euch*, oder *Dichtung, die den Partner anspricht*. Und dann redet Bremer sich ins Feuer, spricht von dem anderen Übungsfeld, in dem er sich noch frei bewegen kann, von den Träumen, und wie er im Traum den anderen zuruft: *Dies ist kein Traum!* und erklärt mir: *Traumhafte Situationen, die kein Traum sind — dies den Lesern in den Texten klarzumachen, das ist die Aufgabe des Autors.*

Nun beginne ich auch zu verstehen, warum Bremer zugleich sagen kann: *Das Zentrum liegt bei mir* und ein Theaterstück schreiben. Führt Theater nicht weg vom Zentrum des Ich zum andern? frage ich, doch Bremer sagt: *Mit jeder Person mehr, die mir zugänglich ist, fühle ich mich eingeladen zur Stellungnahme.* Deshalb wohl war er, als er am Theater war, Dramaturg und nicht Regisseur, nicht Schauspieler: Nicht einer von denen, die Haltung einnehmen, sondern der, der Haltungen herausfordert, indem er die Texte umgestaltet. Und wie wir vom Theater sprechen, erhält auch die Vergangenheit, die anfangs so weit weg schien, wieder Farbe: Erinnerung kommt auf an die grossen Arbeiten der sechziger Jahre, radikal modernisierte Umsetzungen der politischen Komödien aus dem antiken Griechenland: der "Weibervolksversammlung", der "Lysistrata". Auch sie konsequente Sprach-Vereinfachungen, auch sie Provokation und Widerspruch gegen den verblasenen Klassizismus, der in den Bearbeitungen des Philologen Schadewaldt herrschte. Und dann führt mich Bremer in sein Arbeitszimmer, stellt mich vor die Tafeln mit den Bildgedichten, lässt mich raten aus dem Gewirr der Zeichen: Buchstaben, Wörter, Sätze; zwingt mich, selber tätig zu sein im Text, zwingt mich, Haltung einzunehmen. Die Konzepte und Verfahren von einst, eben noch abgedroschen,

fernab und zerredet: Da sind sie wieder, überraschend verwandelt, doch wieder wirksam und unmittelbar und neu. Wie hatten wir's doch gelesen:

*sollen philologen
bestätigen dass ich nie umgezogen
dass ich der alte bin ...
ich bin claus bremer lügner
ungelogen
ich bin aus meiner haut nie
ausgeflogen*

*schreiben heisst machen
wir die fensterläden auf
dass wir uns sehn*

Nachher, beim Abschied, findet Bremer auch den heiteren Ton wieder: *Zuerst das dichterische Weltverbesserer-Geschwätz*, sagt er, *nachher* — und er sucht einen Augenblick nach dem treffenden Wort. Was immer es sein mag, denke ich, soll es gut sein, muss das andere vorangehen.

Virgilio Masciadri

SCHREIBEN
HEIMTUMACHEN
WIR DIE FEN
STERLÄDEN
DAUF
DESWILLEN

2 chöre aus lysistrata
von aristophanes

chor der männer
& chor der
frauen gemischt

decken die bunt sind
mäntel die warm halten
kleider zum feiern
sogar das goldene
was wir haben
wir geben es gerne
alles für alle
auch für die jungens
auch für die mädchen
ihr könnt es haben
die türen sind offen
nur für euch nicht wo ihr noch nicht so weit seid
nur für euch weitsichtige nicht

hat einer nichts zu essen
hat einer zu viele zu ernähren
hat einer viele kleine kinder
bei uns gibt es etwas zu holen
hier kriegt er feines weizenmehl
hier kriegt er eine tagesportion brot
hier wartet frisches knuspriges brot auf ihn
wer arm ist soll kommen
soll er säcke & körbe mitbringen
soll er weizen kriegen
manes packt es ihm ein
wer arm ist soll hereinkommen
aber für euch ihr bissigen ist die tür zu
aber euch euch beisst unser hund

die reise

in das land dieser fremden die reise
in das land dieser lichten fremden die reise
in das land dieser fremden sonnen
in das spiel land dieser fremden zu denen
sonnen kommen

denn siehe es ist der abend der zeit

die gesetze aber die unter liebenden gelten
die schönausgleichenden
sie sind dann allgeltend
von der erde bis hoch in den himmel

& der vater thront nun nimmer droben allein
& andere sind noch bei ihm

viel hat erfahren der mensch
der himmlischen viele genannt
seit ein gespräch wir sind

zeitungsgedicht

mensch der uns ansieht
taube die faust die das schwert
schwingt schritt des lebens

gegen feuerhauch
tötender bürgerlichkeit
aus dem technikbauch

cardenal (ernesto) & ich

lernten bei pound

wie schreiben

zitate unseren gedichten einzuverleiben

küchenzettel

notizen

kalendersprüche

zeitungsberichte

literatur

im gedicht zu konstellieren

was in nicaragua cardenals dichtende gruppen studieren

es handelt sich nicht darum das herz zu verändern

zitiere ich

ernesto cardenal

jahrgang fünfundzwanzig

dichter

mönch

priester

kulturminister nicaraguas

sondern das system

das geschwisterlichkeit nicht kennt
christliche liebe verneint
in dem wir nicht gut sein können

klassengesellschaft
kapitalismus

den konsum-magnet
christliche armut bedeutet solidarität
mit den armen & kampf
der ausbeuterei

ich glaube
dass auch die kommunisten zur kirche gehören

sagt ernesto
& ich
claus

christi leben ausdrück zu geben
setzt marxismus voraus

(überschneidungen
können nur scheinbar sein)

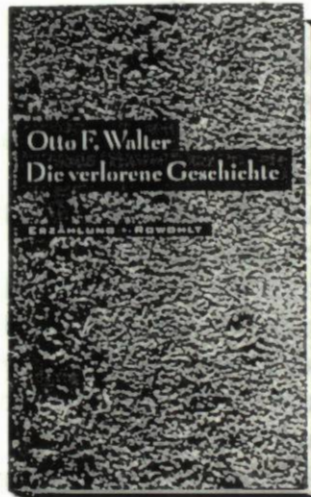
vera piller-gedicht

dieser morgen
eiskalter frühling blick
auf die uhr fünfundzwanzigster mai trauriger morgen
unerbittlicher imperativ ab
dankung vera piller vera
dem egoismus entzogen kältetod
im eis der zivilisation gemeinsamkeit
im leid die veras engel befreit
die wirkliche vera den engel offenheit
engel mit strahlen glühender messer
engel der poesie
wir beugen uns deiner elegie
gehorschen deinem bescheid
durchlöchern das blech der uniform
zerschneiden die norm
werden die wir sind
kind das sich weigert sich zu fügen
engel offenheit du verbietest das lügen
wir unterbrechen unsere allüren
begegnen uns mit offenen visieren diesen morgen
hört der regen nicht auf schneefallgrenze
die uns entgegenfällt die feigenblätter frieren
an diesem eiskalten fünfundzwanzigsten mai
& trotz alledem
& trotz alledem nimmt nichts seinen lauf
denn wir nehmen uns auf

Otto F. Walter

Erzählung und Essayband

Otto F. Walter ist «in seiner leisen Hartnäckigkeit einer der wichtigsten, der wirkungsstärksten Schriftsteller in der deutschen Schweiz» (Frankfurter Allgemeine Zeitung). Mit seinen Romanen wie «Der Stumme», «Herr Tourel» und «Zeit des Fasans» ist Otto F. Walter beispielhaft für die Entwicklung der literarischen Moderne in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: von der Ästhetik zur Politik. Seine neue Erzählung «Die verlorene Geschichte» handelt von dem jungen Eisenleger Paul «Polo» Ferro, der nachts auf seinem Motorrad durch die



108 S.
Geb.
DM 29,80
öS 233,-
sfr 29,80

sehnsüchtig, auf der Suche nach Anerkennung, nach Geborgenheit, nach Liebe. Und dann schlägt sein Sanftmut auf einmal um in Selbsthaß und grenzenlose Brutalität. Bleibt die Frage: Wann und wie beginnt es, daß einer zum Mörder wird?

In dem Essayband «Der Ort einer verlorenen Utopie» schreiben Zeitgenossen, Kritiker und Schriftstellerkollegen über Otto F. Walter und sein Werk.

Der Ort einer verlorenen Utopie
Essays zum Werk von Otto F. Walter
Hrsg. u. eingeleitet von Martin Lüdke
260 S. Kart. DM 36,-/öS 281,-/sfr 36,-



Foto: Horst Tappe

Rowohlt

Christine Lipp

wohnt in Wiesbaden. Gedichte von ihr erschienen auch in der Poesie-Agenda 1993 des orle-Verlages.

Mein Hügelland

Im Hügelland
zwischen Kälte und Hitze
bin ich Siedlerin auf den Höhen
im Todesstreifen
inmitten der feindlichen
Klimazonen
verbindet mein Herzschlag die
Länder

was tun
bin ja nicht
ohne den hüpfenden Schlag
ohne den Herzschlag
ich hause da zwischen Kälte und
Glut

Heimweg

Das Schlachtrot im Gesicht
mal ums Auge
ums Maul auch
sah ich nachts auf dem Heimweg.

Atemlos
verschloss ich Türen und Fenster
und weinte
an der Brust meines Moderators.

Am Balkon

Gestern ging ein Gedicht verloren
es war Mittag
die Sonne stand neblig überm
Balkon
ich gebückt nach Schnittlauch zur
Suppe.

Es zupfte am Kittel
ich horchte nach vergebens
die Luft blieb stumm
der Ton glitt übers Geländer.
Der Schnittlauch kaum geschnitten
fiel mir aus der Hand
ich warf den Topf hinterher
übers Geländer und lauschte.
Vergebens dahin
es blieb still
ich weinte ihm nach
hockte auf dem Balkon und weinte
ihm nach.

Sehr bitter schrien Raben
krächzten am Winterhimmel.

Die Vögel

Inmitten der Vogelschar
find ich mich wieder
die tragen auf langen Hälsen die
Köpfe
mit Augen die rückwärts sehen.
Im Schritt gehen die Vögel
übers Land oder die Stadt
in zögerndem Suchen
auf Füßen ohne Halt.
In der Ferne noch seh ich die
Schar
und höre manchmal
nachts die heiseren Schreie der
Vögel
in deren Mitte ich schreite.
Kaum sah ich
dass einer die Flügel bewegte
oder sich in den Äther erhob
wo Vögel sonst wohnen.

Mittagslicht

Am Fluss
sah ich mich laufen
die Böschung entlang
die Pappelallee
schnitt mir ins Herz
im Mittagslicht
nur ein Stück weit von mir
entfernt.

Entlang am bespuckten steinigen
Ufer

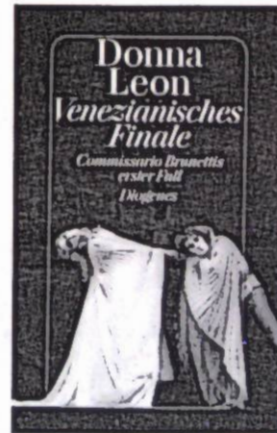
Strandgut zu finden
Hölzchen
abgeschliffenes Glas
Herzformen darunter
flaschengrün
ging auf Stelzen vor mir her
Heroldin meiner Tage
am Fluss entlang dem Wasser
nur das Wasser mein Freund.

Diogenes



192 Seiten, Leinen, 32,-

Die Geschichte der VR China, widergespiegelt in der Lebensgeschichte eines Feinschmeckers. Ein Buch für Kopf und Bauch!



352 Seiten, Leinen, ca. 34,-

»Ein Grund zum Jubeln für Freunde subtiler, gescheiter und anspruchsvoller Kriminalromane: Venezianisches Finale ist ein Lesevergnügen, das man sich nicht entgehen lassen sollte.«
Tony Hillermann

Die Gesetze ist eine Sammlung von unkonventionellen Liebesgeschichten, eine brillant ausgedachte Geschichte von der Suche nach Selbstfindung und Glück.
256 Seiten, Leinen, 34,-



224 Seiten, Leinen, 32,-

»Seit Salingers Fänger im Roggen hat niemand mehr die Initiationsriten des Erwachsenwerdens so eindringlich beschrieben wie Yoshimoto.«
Der Tagesspiegel

»Mrožeks Satiren sind mehr als in Allegorie verschlüsselte Leitartikel zu Tagesfragen. Sie sind Parabeln, die nicht ins Allgemeine hinwegschwindeln müssen, um zu Dichtungen zu werden.«
Hellmuth Karasek

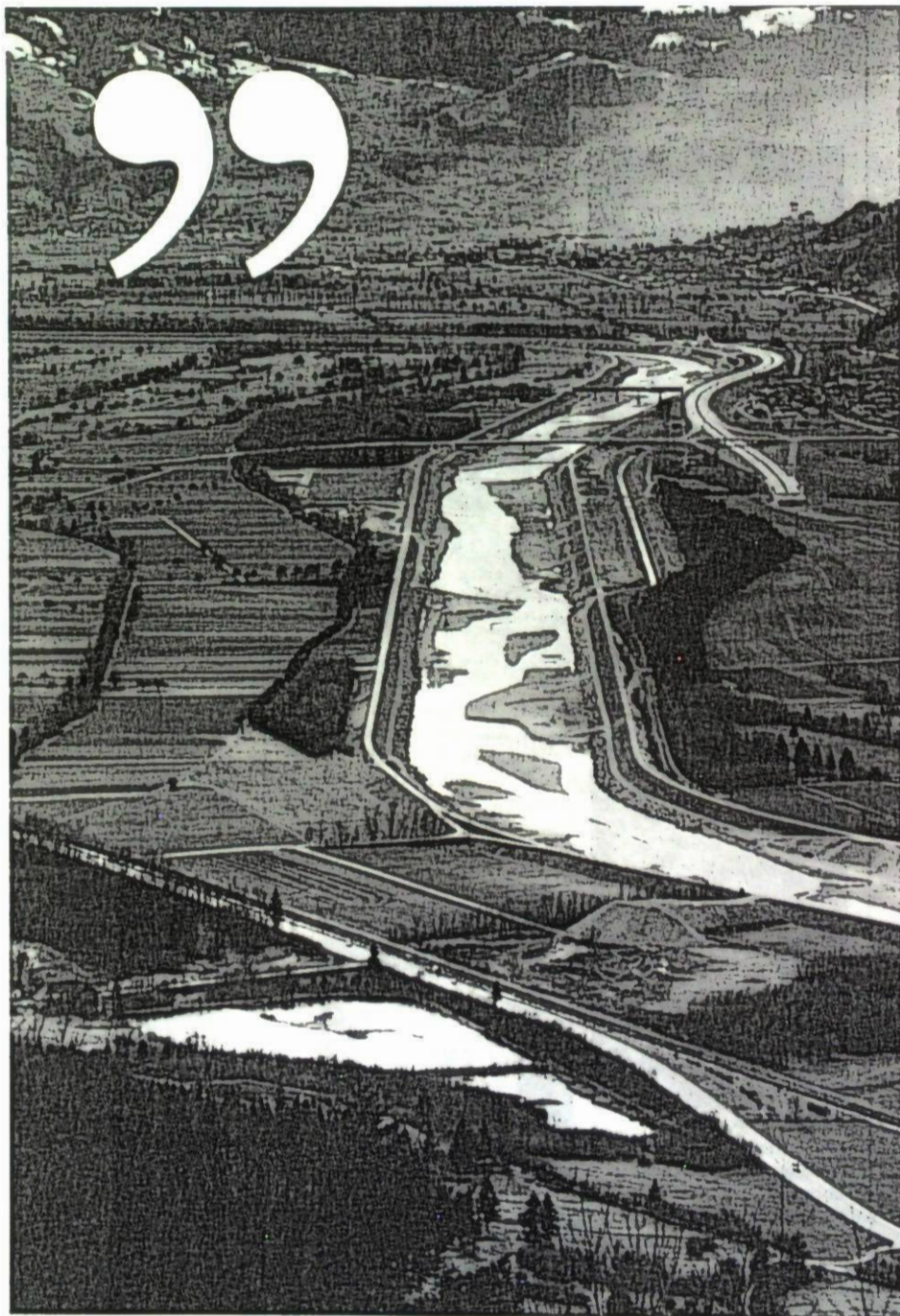
240 Seiten, Leinen, ca. 32,-



144 Seiten, Leinen, 22,80

Durch den Bestseller In Afrika ist immer August sind die Kinder von Arzano zum Mythos geworden. In seinem neuen Buch läßt der Lehrer D'Orta Kinder noch einmal zu Wort kommen, diesmal zum Thema Religion

Unseren Gesamtkatalog erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung



An dem Montagabend im Juli, an dem man sich in Liechtenstein an den Regierungsantritt des Fürsten vor 50 Jahren erinnerte, rief meine Mutter mich an. Ob ich die Glocken läuten höre, fragte sie. Sie halte jetzt den Hörer ans offene Fenster, sagte sie, es läute nämlich im ganzen Land. Ich muss zugeben, mir wurde ganz feierlich zumute. Heute, am Staatsfeiertag, habe ich eine Flasche Vaduzer Beerli geöffnet, 1987er vom Herrawingert. Ich habe sie geschenkt bekommen von einem Freund, der sie auch schon geschenkt bekommen hat. Ich nahm den ersten Schluck auf meinem kleinen Balkon in der Stadt, zwischen den Geranien und Begonien. Er schmeckte aber sauer und ich verdünnte den Wein mit zwei Eiswürfeln.

L. F.

Orte in Liechtenstein – – Liechtenstein in orte

Die Gedanken an das Vorwort, das ich für "Liechtenstein in orte" schreiben sollte, haben mich in diesen drei Juliwochen, die doch neben den vielen Gewittern manchen schönen Tag gehabt hätten, mehr belastet, als vom erwarteten Umfang oder Inhalt her gerechtfertigt gewesen wäre.

Es ist eine Sache, den "Liechtensteiner Almanach" I oder II durchzublättern, die schöne Gestaltung zu bewundern und zu staunen über das reiche und vielfältige kulturelle Leben in Liechtenstein. Etwas anderes ist es, Autorinnen und Autoren kennenzulernen. Ich möchte keines der Telefone und vor allem keine Begegnung mit ihnen missen und ich habe das Gefühl, es seien dabei auch neue Freundschaften entstanden.

Die Schwierigkeit, hier zu schreiben, entstand wohl aus meiner eigenen ambivalenten Beziehung zum Land, das ich immer wieder, auch wegen beruflicher Kontakte, besuche, das mich aber plötzlich ängstigt, wenn es mir zu

nahe kommt. Je kleiner die Heimat ist, umso grösser ist die Dimension der Menschen darin.

Kann ein Land mit 30 000 Einwohnern, verteilt auf 11 ländliche Dörfer, das nicht mit dem Ernstfall spielt, nicht kämpft, sondern nur profitiert, das nicht Jodtabletten verteilt, sondern sorgfältig das Image der Idylle mit Schloss und Briefmarken pflegt, ein Land mit Leuten, die nicht anecken – zu Hause nicht gerne und schon gar nicht im Weltgeschehen, und das sich gerne selber feiert, kann das Literatur hervorbringen?

Sicher ist, dass Wohlstand und Wohlergehen ein guter Boden sind für Künste jeder Art. Der Verleger Klaus Isele meint, er könnte gegenwärtig zehn Bücher von LiechtensteinerInnen herausgeben. Die unglaubliche Fülle historischer Schriften und Jahrbücher, die vie-

len wissenschaftlichen Werke, die den Staat mit seiner eigenwilligen Staatsform einkreisen, das Schrifttum über Geologie, Fauna, Flora, Brauchtum, Fürst und Land ist jedenfalls beeindruckend. Der Bücherkatalog 1991 beinhaltet Hunderte von Titeln zu sämtlichem, was ausserhalb und im Land zu Liechtenstein thematisiert wurde. Darüber hinaus lebten oder leben berühmte Schriftsteller in Liechtenstein: Curt Goetz, Werner Helwig, C.C. Bergius, Heinrich Harrer, Hans Hass.

Besuchen wir nun einige Orte in Liechtenstein, fahren wir, natürlich im Auto, hinunter nach Gamprin. Im "Frohsinn", der Kulturbeiz im Unterland, spielen und lesen sie, machen sie Performance, essen und trinken sie und machen Musik: Stefan Sprenger, Arno Oehri, Mathias Ospelt, Hansjörg Quaderer, vielleicht auch Iren Nigg und die fine young Güssler Guga.

Auf dem Weg ins Oberland könnten wir mindestens sechs Kunstgalerien besuchen; in einer davon könnte Evi Kliemand ausstellen und ihre Lyrik vortragen. In Vaduz müssten wir noch mit den Touristen den "Engländerbau" betreten, in dem Segmente aus der fürstlichen Sammlung, einer der reichsten der Welt, zu sehen sind. Man dürfte sich auf dem Weg durchs Land — eine halbe Stunde —, wo einem fast das Herz zerrissen wird über die landschaftliche Schönheit einerseits und deren architektonische Verschandelung andererseits, den Anblick des "Centrums für Kunst" in Vaduz nicht entsagen. Der glänzende und eigenwillig schöne Bau von Ricardo Porro, der aus Kuba stammt, sollte der Rahmen sein für "geschriebene Malerei" oder "gemalte Schrift". Hier hätte ein Ort in Liechtenstein entstehen sollen, an dem "hinter den Buchstaben eine Welt wartet, in der Zeichen und Bezeichnete gleich sind" (Jens Dittmar). Heute beherbergt das Gebäude Treuhandfirmen. Wenn wir nicht in eine Bar eintreten, in der

kirchenchorgesungte Kehlen der Barmaid wieder einmal "Drunten im Unterland, hei da ist es wunderschön" vorsingen oder Vaduzer Juristen mit Hochdeutsch vermischte Komplimente machen (sie können auch anderes), dann sind wir in fünf Minuten in Triesen, der zweitsüdlichsten Gemeinde.

Dort steht die alte Weberei, die der Verein "Schichtwechsel" in einen Kulturtreffpunkt verwandelt hat. Vielleicht ist noch ein Stück Vollkornteigwähe übrig und die Bilder einer Zürcher Künstlerin stehen an den Wänden, die von einer Feuerbrunnen und dem Löschwasser "bemalt" sind. Vielleicht singt "La Lupa" ihre wilden Lieder, während draussen ein Gewitter tobt. Regina Marxer ist hier, die Präsidentin des "Schichtwechsel", vielleicht Claudine Kranz, und, ausser dem Präsidenten des Kulturbeirates, Robert Allgäuer, niemand von der Kulturkommission. Doch damit sind wir schon ein bisschen bei der Politik angelangt. — Kunst und Literatur haben es in sich, grenzüberschreitend zu sein. Durch die alte Weberei, so eng sie auch mit dem Land verknüpft ist, weht Stadtluft, ein befreiendes Wehen, finde ich.

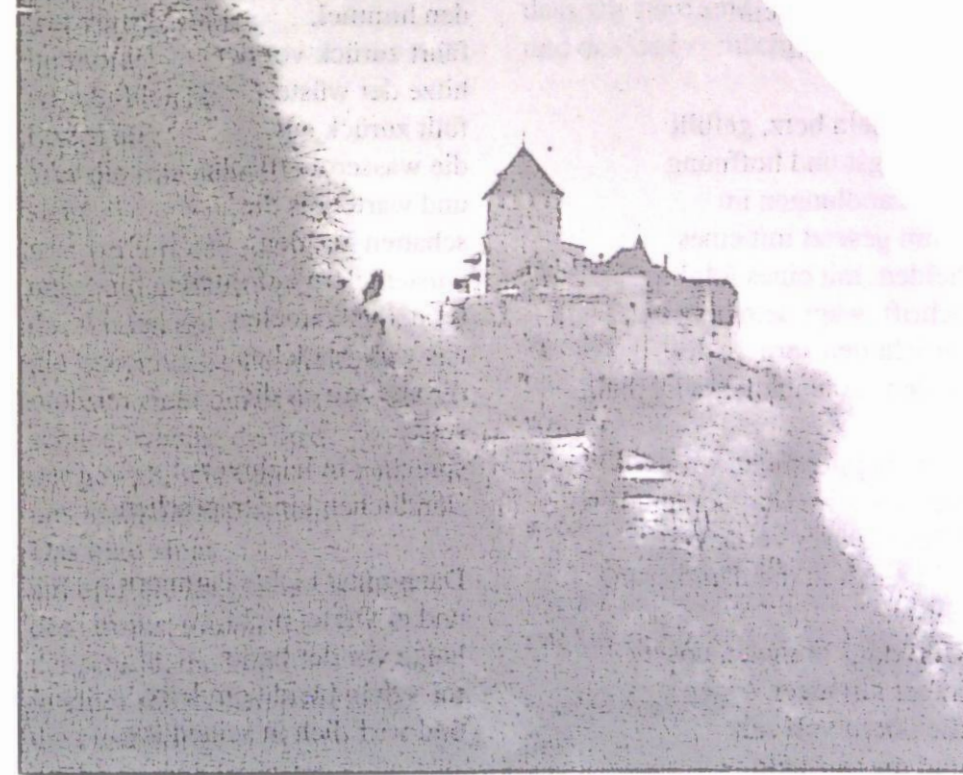
In keiner der beiden Liechtensteiner Zeitungen wurde bisher ein Gedicht oder ein Text einer jüngeren Autorin oder eines Autors abgedruckt, höchstens einmal in der Rubrik Leserbrief. Und natürlich kann man sie auch nicht am Radio hören, denn es gibt keinen liechtensteinischen Sender. Sie erscheinen aber in gestalterisch aufwendigen Broschüren, in Liechtenstein wird gerne das bibliophile Buch gepflegt. Demgegenüber ist die orte-Literaturzeitschrift ein geradezu proletarisches Forum. Die Texte werden mehr durch sich selbst wirken müssen, wenn sie nicht durch ein luxuriöses Umfeld mitgetragen werden.

Die Mundartdichtung, die Heimat und Brauchtum besingt, wurde hier nicht aufgenommen. Ida Ospelt-Amann und Edwin Nutt sind ihre herausragendsten VertreterInnen.

„Schwätz oder schiiss Buachstaba“ ist eine der deftigen Redensarten, die Felix Marxer gesammelt hat. Vielleicht haben die oder der eine oder andere der AutorInnen sie von ihrem Nene oder ihrer Nana auch gehört (und befolgt). Diese Grossväter und Grossmütter haben nicht nur den grossen Schatz der Sagen und Legenden der liechtensteinischen Bergwelt bewahrt, inzwischen ist ihr Leben und die Heimat, die sie versinnbildeten, selber Stoff geworden für vieles, das in Liechtenstein geschrieben wird.

Ich möchte Robert Allgäuer danken für seine unermüdliche Hilfe, ebenso Irene Bosshart und Werner Bucher. In ihrer schönen Wirtschaft „Kreuz“ in Zelg, die voller Bücher, Bilder und Anregungen ist, hat dieses Liechtenstein-orte bei feinen Nussgipfeln, ebensolcher Gerstensuppe und einer Flasche Schlattinger Gestalt angenommen.

Loretta Federspiel



Die Entstehung der Spezialnummer „Liechtenstein“ der orte-Literaturzeitschrift verdanken wir der finanziellen Unterstützung des Kulturbeirates der Fürstlichen Regierung.

Gerhard Beck

Der tod im alabasterhaus

Tanzt der tod im alabasterhaus
kommt ins kranknhaus
holt seine quote ab
entkorkt die leichen
und schiffst sie ein
ins gelbe land.

Wägt dein herz, gefüllt
mit angst und hoffnung
und handlungen im
raum gesetzt mit eines
helden, mit eines feiglings
schrift, wägt dein herz und
spricht den spruch, der
in den säulenhallen wiederhallt.

Am stagnierenden wasser
lagen wir im flug der mücken
bliesen unser verlangen
wie rauch in die dämmerung.

Untertags brannten unsere
leiber am meer, sogen
die poren voll salz
und die muskeln
sehnten sich nach kühle
wenn sie den trieben
kein hindernis mehr boten.

Spielt der tod in seinem
alabasterhaus auf
der flöte, treibt
das krokodil durchs
hohe schilf, fliegt
ein vogel hoch in
den himmel,
fährt zurück vor der
hitze der wüste
fällt zurück auf
die wasseroberfläche
und wartet bis die
schatten aus den
wüstentälern auf ihren
schnellen kamelen
ans wasser rücken
dir und mir an die
seite,
sprechen in leichtver-
ständlichen kindersprachen.

Dann nützt nichts jammern
und er wartet nicht
lange vor der barke
reiss dein kleid vom leib
und wirf dich in seinen sog.

Monsun

Heisser regen
schweiss unserer liebe
fällt übers sumpfige
land, lässt den
tritt verschwinden
im morast
wäscht bleiche
fasern aus.
Wer die rote sonne
sieht
was verliert der an
unschuld und erträgt er
das wissen um
die geheimnisse des fleisches
monsun zieht durch unsere betten
schnee, weiche der lust,
der gewalt, wie wir
uns ineinander pressen.
Das kind singt
am ufer die langsamen weisen
des stroms, träumt von
der schuld, die kommt
in eines schwarzen mannes form
die einst bringt
die bewegung in

seine grüne hütte.
Heiss fließt die
trägheit aus den
wolken, fließt über
unsere wölbungen
erinnert uns von neuem daran,
dass wir tiere sind
und des lebens mächtig.

Winter

Wieder winter
und das wünschen weit
wieder kalt
wieder morast und nässe in den
dörfern
wieder alkohol und abgeschlagene
flaschenhalse in den schenken
wieder fernfahrer, müde,
mit kalten blicken in die fremde
weite
wieder november
und
wieder schmerz.

Die Drei Schwestern

Eine Umschrift der Drei-Schwestern-Sage

Kurzfassung der Sage von den "Drei Schwestern": Drei Mädchen gingen an Mariä Himmelfahrt, anstatt die Messe zu besuchen, in den Wald, um Beeren zu sammeln. Da erschien ihnen die Gottesmutter. Diese bat um Beeren für ein krankes Kind. Die Schwestern verweigerten eine Gabe, und weil sie ein Herz aus Stein hatten, wurden sie in Felsen verwandelt.

Meiner Meinung nach ist diese Hauptsage frauenfeindlich und christlich verfälscht. Meine "Neufassung" wurde angeregt durch einen alten Brauch, wonach Mädchen abends in Reihen eingehängt durch die Strassen zogen und sangen. Sie sollte nur Aufforderung sein, die Sage neu zu überdenken und zum Versuch ermutigen, neue Sagen zu erzählen.

Eines Tages tauchten sie im Land auf; sie waren in Bendorf, einmal in Triesen, in jedem Dorf sah man sie durch die Strassen gehen. Manchmal glaubte man sie zu kennen — war die Jüngere nicht die Tochter des Franz und der Pia? Nein, die ist doch aus Eschen, meinte die Nachbarin. In Balzers glaubte man, sie seien aus Vaduz, nur dort würden sich die Frauen so auffällig anziehen. In Mauren aber wähten sie sie aus Ruggell, wo man noch nicht so modebewusst sei. Oft schlenderten sie durch die Strassen, sie hielten sich eingehängt, plauderten miteinander, und sie schienen sich zu amüsieren. Manchmal waren sie in Eile, zogen, aus irgend einem Haus herausrennend, auf der Strasse noch den Mantel über.

Junge Männer in den Autos oder auf den kleinen Motorrädern machten unkontrollierte Schwenker mit dem Fahrzeug, wenn sie unverhofft um die Ecke schritten. Mädchen, die mit den Jungen an dunklen Ecken oder auf den Dorfplätzen herumstanden, erstarrten, wenn sie die drei Frauen erblickten. Das Gerücht ging um, das eine oder andere Mädchen träfe sich heimlich mit den dreien, die zwar allen bekannt, aber angeblich immer aus einem andern Dorf stammten. Diese Mädchen waren hernach eigentümlich gereift und benahmen sich viel gelassener als ihre gleichaltrigen Freundinnen. Eigenartige, jedoch nicht über die Grenzen des Landes hinausdringende Ereignisse häuften sich. Wo die drei Schwestern, wie man sie inzwischen nannte, aufgetaucht waren, glaubte man Veränderungen wahrzunehmen. Hatten die beiden ledigen Schwestern im balznerischen Präfateil nicht gestern noch erzählt, der Baum, den der Neffe letztes Jahr schon hätte fällen sollen, habe dieses Jahr unverhofft wieder Äpfel getragen? Und richtig — nun stand die eine auf der Leiter und die andere darunter, und gemeinsam lasen sie zwei Harasse voll Obst ab. Über einem Haus in Nendeln hing eines Tages ein winziger bemooster Amor aus Stein und lächelte auf die Ein- und Austretenden herunter; hatte ihn tatsächlich bis jetzt niemand bemerkt? Und bis heute, heisst es, gehen dort Kinder, alte Leute, Aussenseiter, Hunde und Katzen ein und aus, sogar Vögel flögen zwitschernd durchs Fenster, wie mit Zauberhand angezogen. Nachdem die drei Schwestern einmal eine Katze am Gartenzaun gestreichelt hatten, flog der Bildhauerin, die dort wohnte, anderntags ein Brief des Vorstehers ins Haus, mit der Bitte, sich doch Gedanken zu machen zur Gestaltung einer Seitenwand in der reno-

vierten Kirche. Ein Kaufmann, eigentlich schon gewohnt, in manches dunkle Geschäft verwickelt zu sein, stand eines Nachts dennoch schlaflos am Fenster, als er, wie er später behauptete, die drei Schwestern unten vorbeihuschen sah, wobei gleichzeitig der Telex ratterte und die entlastende Bestätigung hereinbrachte, dass sein Name aus der Liste der verdächtigen Personen gestrichen sei. Einem Mädchen drückten sie einmal einen kleinen, dunklen Stein in die Hand, und als das Kind damit heimkam, verwandelte sich der in einen goldgrünen Käfer. Jahrelang brachte er der Familie Glück, und als der Käfer starb, fasste ihn die nunmehr junge Frau in ein goldenes Gehäuse. Sie wurde Ärztin, und die Patienten, die sie behandelte, erinnerten sich lebhaft an die seltsam schillernde Brosche an ihrem weisen Kittel.

Auf Silum wiederum trafen die drei Schwestern mit einem jungen Kaplan zusammen, der dort nach einer Krankheit zur Erholung weilte. Ihm wurde bange zumute, als er die drei lautlos, mit einem verträumten Lächeln im Gesicht, auf dem schmalen Weg auf sich zukommen sah. Als sie grüssend an ihm vorübergingen, nahm bei ihm der Groll überhand, den er schon lange empfunden hatte, wenn von den drei Frauen die Rede war. Ihnen schien seine Skepsis ihrem unabhängigen, vielleicht sogar ungehörigen Leben gegenüber bekannt zu sein. Sie drehten sich, nachdem sie schon weitergegangen waren, zu ihm zurück. Zum ersten Mal sah er ihre Augen, in denen allkräftigen Farben des Enzians und der Bergamotten leuchteten. „Tun wir etwas Böses“, klang es wie aus einem Mund. Das Echo dieser Frage schallte von den Berghängen herunter — ihm war jedoch, als sei es in seiner eigenen Seele entstanden. Nein, er wollte nicht der

sein, der den ersten Stein warf. Der Kaplan spürte noch am gleichen Abend eine spürbare Besserung und nach zwei Tagen hatte er sich völlig von der schweren Grippe erholt.

Eines frühen Morgens Mitte August, der volle Mond verblasste eben am Himmel, beobachteten Frühaufsteher, die mit ihrem Hund auf die Gasse gingen, und junge Mütter, die ihren Säugling am Fenster stehend beruhigten, die drei Schwestern, die mit grossen Schritten durch Schaan eilten. Jedoch behauptete eine Bäuerin im Hinteren Schellenberg, sie hätte sie am gleichen Morgen Richtung Ruine gehen sehen, und in Triesenberg waren sie einigen Wanderern am Kulm aufgefallen. Den Schaanern hatte diesmal vor allem die mittlere der drei Schwestern ins Auge gestochen. Jeder Liechtensteiner, sagen sie, hätte eine so rassige Frau zu Hause versteckt, wäre sie die seine gewesen. Die hellblonden Haare hätten in der Morgendämmerung wie der verblassende Mond geschimmert; ihre blauen Augen hätten jeden verzaubern können, und der Mund habe himbeerrot im Gesicht gebrannt. Bei jedem Schritt hätte der Schwung ihrer Hüfte die Erdkugel ins Taumeln gebracht. Und als sie einmal übermütig die Arme hochschwang, sei ein Knopf ihrer Bluse aufgesprungen, und was da zu sehen gewesen sei, habe den Liechtensteinern schlaflose Nächte gebracht. Allerdings wollen die Vaduzer, die Triesener und die Maurer den Schaanern noch hepte diese Beobachtung streitig machen.

Photo: Bernard Seger

fine young Gäässler Guga

Crazy Apartheidi

(Text: Louis Vogt)

Nüt lauft im Schpunta no s'Heidi
ar Bar
eene broote ir Pfanna schö dore
und schö gar
heisses Ogaduäll, tierischa
Närvakitzel
met äm Schlag hellwach än Törk
klopft mis Schnitzel

Hey s'ischt Ramadan shtand uuf
und verschwind
Heidi, Heidi wehrde komm hau
äm äs an Grind
und dr Törk lit am Boda döt
kört är hii
und s'Heidi seet cool üsere Frau
sind nix för dii

Crazy Apartheidi
Crazy Apartheidi
Crazy Apartheidi
Heidi we grow apart

Em häsches jätz aber zäget wohii
das är ghört
ina Loch medra Schuufla wo er
niamert me shtöört
du häscht halt dr Witbleck und er
langet wit
das sind doch mee Tiar uf all Fäll
ka Lüt

Zum Glöck gits no Typa, so Typa
wia mii
med raina Gedanka wo sehär
kascht sii
Heidi häsches gschnallt wia wärs
med üüs beed
nai ned förs Läba für a Nacht
bischt blöd
und s'Heidi ischt

Crazy Apartheidi
Crazy Apartheidi
Crazy Apartheidi
Heidi we grow apart (etc.)

Hey pass mer

(Text: Christian Kindle)

Hey pass mer uf min joint uuf
I muass gat schnäll gi brunza
i ha sed drei Shtund kän me ka
Der loss mer ned verhunza.

Gefla mine Lidaschaft
Tödlich, oh wia schöö
Geschtert häts min Bruadr koscht
Dia Droga git mer wedr Trooscht

DMamma häts scho immer geseet
Met miar seis zum Verrecka
Dr Vater sei genau so blöd
Drum hangi jätz ar Schprötza

Nüachtr si das kenn i net
Und sSchaffa isch zum Gääna
Fählt mer sGäld zum nögschta
Schtech
Gang i gi Zöre uf a Schtrech

I ha an super Fründeskreis
Mein Gott händ miar döt Fäschter
joder Obed simmer voll
Und kotzen us da Feeschter

A Fründin hane käne me
Di letscht ischt mer verschorba
Jätz suache sGlöck im
Drogaruusch
Dia Tröm erfüllend jeder Wuusch

A Biar, än Schnaps, a Gläsle Wii
A Guuga dörf ned fääla
Im Trip schrieb i mis Teschtament
No AIDS könnt mi no quäla

Färn im März, Gott Sakrament
Hani mi lo verfüahra
I söt doch weder wörra clean
I muass me fascht scheniara

No eppes das verschtand i ned
Das macht me ganz betroffa
För was bin i uf dära Wält
I bi doch shtändeg bsoffa

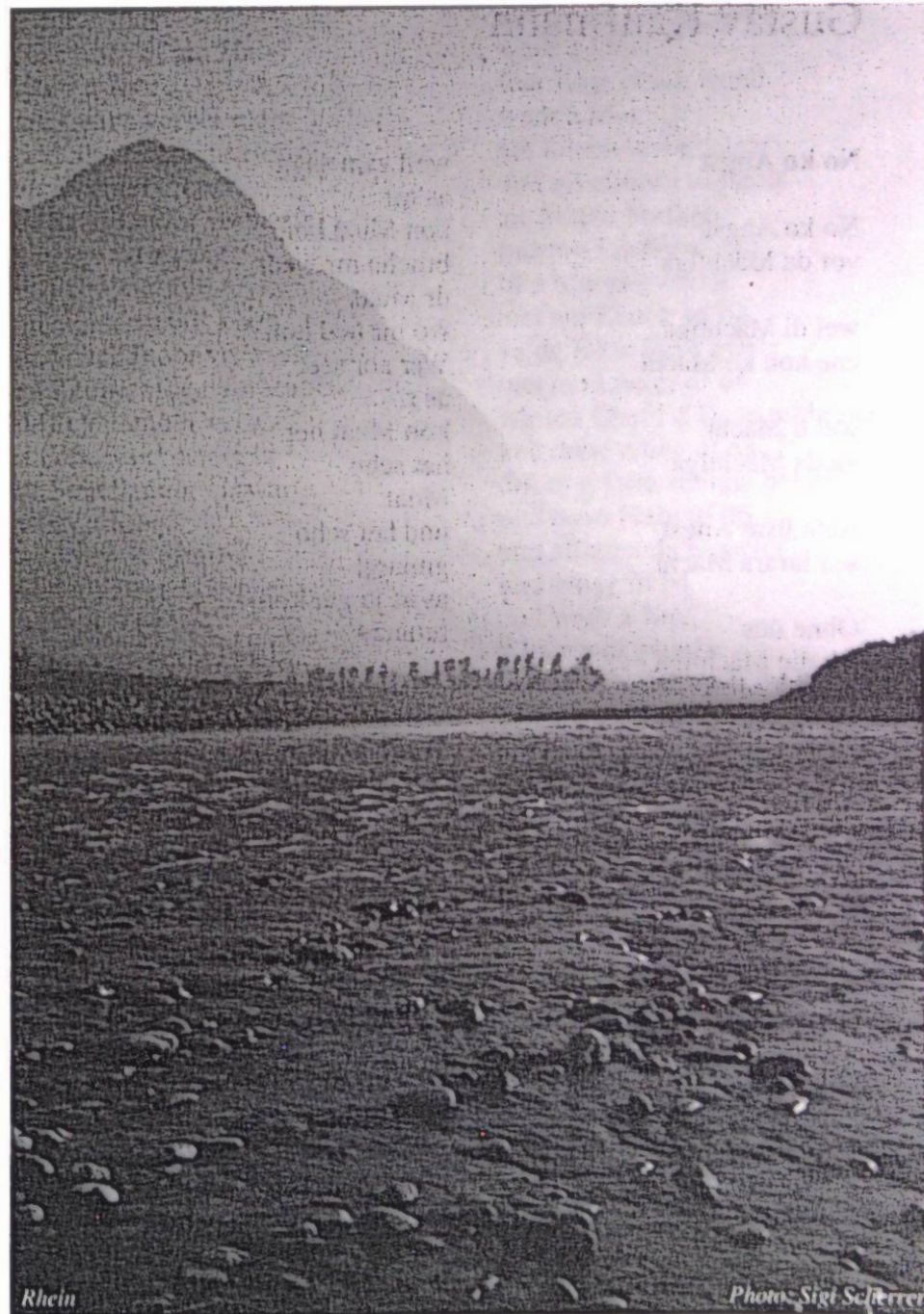
Peter Gilgen

Auto-poiesis

Der Psychologe Horowitz, erzählte mir gestern ein Freund, habe letzthin in einem eher zufälligen kurzen Gespräche bei einem Empfang ihm gegenüber behauptet, dass es wohl niemandem gelingen möchte, einen sonderbareren Fall zu schildern, als denjenigen, den er jüngst zu behandeln gehabt hätte, bevor ihm nach einigen Monaten die völlige Hoffnungslosigkeit des Unterfangens bewusst geworden wäre und die gravierendste Unzulänglichkeit seiner Argumente gegenüber der nicht zu zerstreuen Angst einer Patientin, die nach jeder Fahrt in ihrem blauen Fiat befürchtete, jemanden überfahren zu haben, ohne es bemerkt zu haben. Noch bevor sie aus ihrem Wagen gestiegen sei, habe sie regelmässig die Furcht beschlichen, es könnte der von ihr Angefahrene irgendwo auf der soeben zurückgelegten Strecke am Strassenrand liegen und, sofern keine rasche Hilfe käme, was gerade auf dem recht verlassenem Streckenabschnitt, der durch den Wald am Rande der Siedlung führt, wenig wahrscheinlich sei, eines elenden Todes sterben, nicht ohne zuvor im eigenen Blute liegend wie ein waidwundes Tier von den fürchterlichsten Schmerzen gepeinigt worden zu sein. Dies Bild eines gerade noch zuckenden Leichnams liesse sie nicht eher los, als ihre Hand, beinah mechanisch ihre Gedanken begleitend, den Zündschlüssel wieder nach rechts drehe, und sie entschlossen die Strecke erneut abfahre, um den Verwundeten, den sie zu ihrer eigenen Erleichterung, die aber alsbald in Entsetzen umschlage, nie finde, zu suchen, oder zumindest um die nie lange andauernde Gewissheit zu haben, dass es nichts zu suchen gäbe. Natürlich habe die Patientin, deren Namen dem Psychologen für einen Augenblick entfallen sei — aber nennen wir sie einfach Anna, habe Horowitz darauf vorgeschlagen, und seine Augenlider hätten

dabei wie eine nervös betätigte Schere auf- und zugeschnappt —, keinerlei Illusionen über die Unvernunft ihrer Handlungsweise gehegt. Denn sie hätte doch ohne weiteres, wie der Psychologe sie zu überzeugen versucht habe, auf ihrer Kontrollfahrt jemanden anfahren können, ohne es zu bemerken, zumal ihre Aufmerksamkeit ohnehin schon vom Ausschauhhalten nach den Opfern der ersten Fahrt vollends in Anspruch genommen wurde. Dies habe auch seiner Patientin eingeleuchtet, womit er sie als beinahe schon geheilt betrachtet habe, und die Fachliteratur gebe ihm recht. Dennoch habe ihn Anna wenige Tage später erneut aufgesucht. Alles sei verloren, habe sie, den Blick auf ihre schnell wippenden, stetig den Takt verändernden Schuhspitzen gesenkt, zusammengesunken auf einem der Holzstühle im Wartezimmer sitzend, tonlos gesagt, ohne ihn anzublicken, und er sei daran schuld, denn natürlich habe er recht gehabt, als er sie auf die Möglichkeit hingewiesen hätte, dass sie auch auf ihrer zweiten Fahrt einen Passanten überfahren gehabt haben könnte. Eine weitere Fahrt zur weiteren Kontrolle sei deshalb zwingend geworden. Doch auch diese genüge nicht, da auch hier die Gefahr bestünde, jemanden angefahren zu haben, ohne es zu merken; tatsächlich sei die Gefahr sogar grösser, da die Überprüfung der Strecke der vollsten Konzentration bedürfe (der Verletzte könnte im Strassengraben oder verdeckt im Unterholz liegen) und kaum eine Ablenkung durch den Strassenverkehr gestatte. Deshalb müsse unbedingt auch dieser Kontrollfahrt nochmals nachgegangen werden und auch dieser und so fort.

Es sei schrecklich, habe ihm da die Patientin durch das geöffnete Wartezimmerfenster zugerufen, denn sie sei, wie er erst in diesem Augenblick bemerkt habe, gar nicht im Wartezimmer gesessen, sondern die ganze Zeit in ihrem Auto sitzen geblieben; sie habe ihr Auto schon seit Wochen nicht mehr verlassen, und selbst beim Tanken kämen für sie nur noch bediente Tankstellen in Frage.



Rhein

Phot. Sigi Scherrer

Gustav Kaufmann

No ko Angst

No ko Angst
vor da Mächtiga

wel di Mächtiga
ene hon ko Macht

wel d Macht
va da Mächtiga

ischt üsre Angst
vor iarara Macht

Ohne üüs
sin die Mächtiga

nia di Mächtiga
ohne üsre Ohnmacht

drum ko Angst
vor da Mächtiga

wel di onzig Macht
isch d Angst

Öbra Muat

Öbra Muat
wo mr ned hon
ka ma nünt säga
ned amol
as mra ned hon

well zam säga
as mr
kon Muat hon
brucha mr wedr
dr Muat
wo mr ned hon
Wer abr seet
as r
kon Muat het
het scho
Muat
und het scho
gmiargt
as as jo gär kon
bruucht

Wedr a Johr

Am Gaartazuu gstanda
of s Postauto gwartat
un Zitig glesa
ofs Postauto gwartat
i p Feere¹ gfaara
ofs Postauto gwartat
an Farbfernsee kooft
ofs Postauto gwartat
dr Vattr beärdegt
ofs Postauto gwartat
wedr a Joor
a Joor witr gstarba
und all zfreeda usgseha
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt

wedr a Joor
füar Katz of am Hund
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
und all zfreeda usgseha
an Simmel gleesa
dr Schellanobr verwarfa
Garage uusgrumt
dr Schellanobr verwarfa
an Wintermantl kooft
dr Schellanobr verwarfa
an Zeenerblogg verbruucht
dr Schellanobr verwarfa
d Scheesa² gstoossa
dr Schellanobr verwarfa
wedr a Joor
a Joor witr gstarba
und all zfreeda usgseha
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
wedr a Joor
füar Katz of am Hund
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
und all zfreeda usgseha
an Knopf verloora
dr Wii verschött
s Konto öbrzooha
dr Wii verschött
an Parkplatz gsuacht
dr Wii verschött
Plee³ gschmedat
dr Wii verschött
p Vorheng zooha
dr Wii verschött
wedr a Joor
a Joor witr gstarba
und all zfreeda usgseha
wedr a Joor

am Leeba verbei glebt
wedr a Joor
füar Katz of am Hund
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
und all zfreeda usgseha
an Ampla öbrfaara
met am Läufer of b4
of a Marga gwartat
met am Läufer of b4
va dr Tante Rese giarbt
met am Läufer of b4
vor am Chef i d Hosa gschessa
und denn zrogg of a3
drfür p Frau zemma botzt⁴
und denn füare of d6
und all zfreeda usgseha
und zrogg of b4
und wedr a Joor
a Joor witr gstarba
und all zfreeda usgseha
und wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
wedr a Joor
füar Katz of am Hund
wedr a Joor
am Leeba verbei glebt
und all zfreeda usgseha

¹ i p Feere: in die Ferien

² Scheesa: Kinderwagen

³ Plee: Pläne

⁴ zemma botzt: beschimpft

Evi Kliemand

der Ball den ich dir
zuspiele hat drei Gesichter
hilf mir die Neigung
zu finden die
zu dir hin blickt
und zu mir her blickt
und dennoch aufschaut
ins Offene
das unseren Zwischenraum
freigibt

durch den die Hände
greifen blind vom
Verlangen

bis wir ihn
berühren den
Ball

beide

Laub
nach dem Regen
lose Blätter
auf dem dunklen Heft

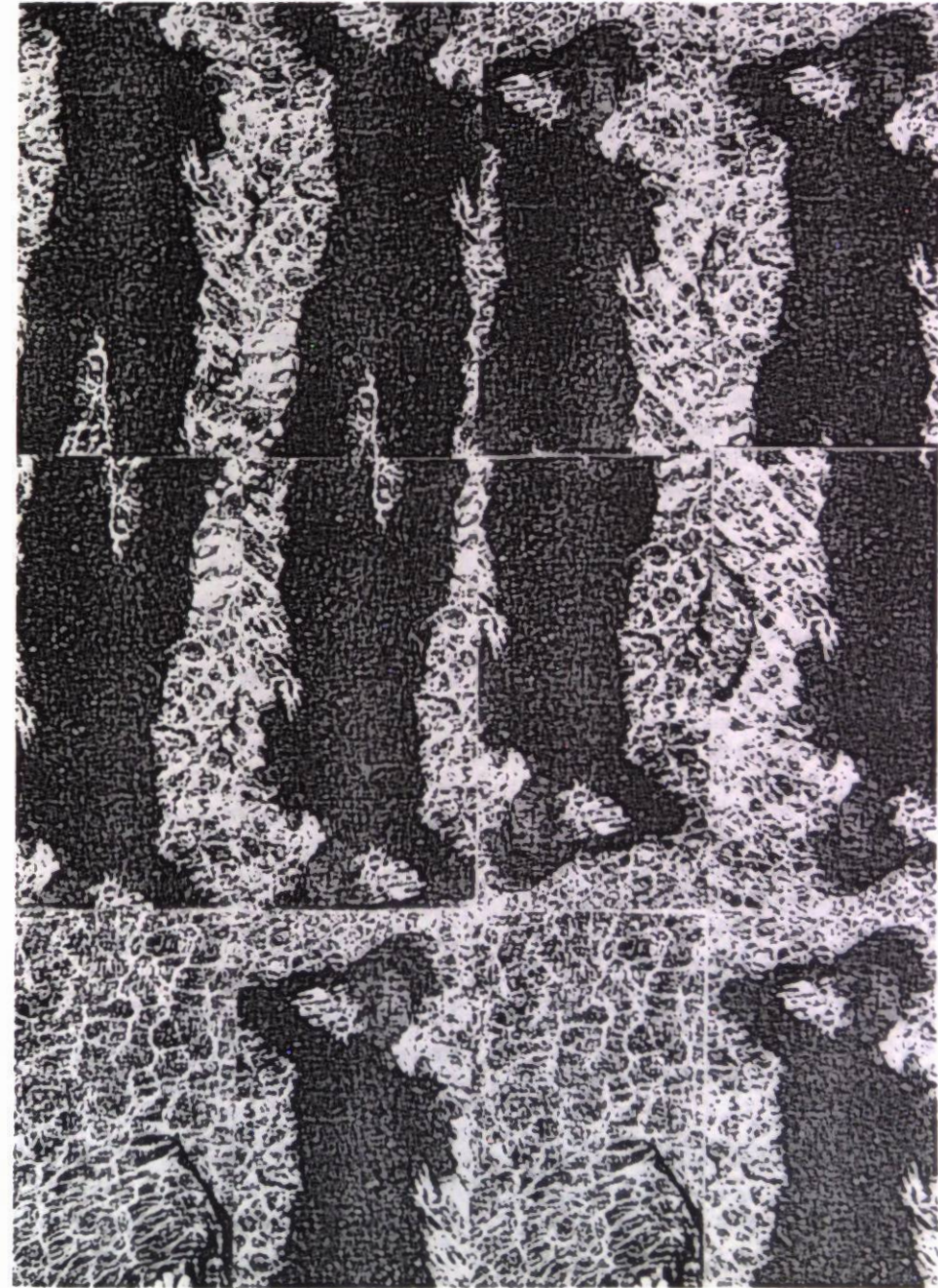
Mit dem Wind
drehte das Licht zurück
in die vier Wände

die Augen hielt sie
geschlossen
und redete vom Donner
draussen

gelb war er
und schwarz

... dieses Zwischenreich in ihrer Person, das
Wasser, sie öffnet den Mund, es
überschwemmt ihn, sie prustet, es quillt von
ihrer Zunge, an ihren Schenkeln zieht der
schwarze Fisch vorbei. Der schwarze Fisch. Er
hebt an, wendet, steigt wieder ab zum Grund.
Sie jauchzt, schiebt die tiefenden Augenlider
über die Pupillen, lacht, dass der Hals voll
wird davon, ein Hals voller Lachen, sie fasst
den Felsen und zieht sich an ihm hoch, blind
noch hätte sie ihn erklimmen, so vertraut war
er ihr.

(Fortsetzung, S. 34)



Evi Kliemand: Fotogramm aus "Die Schättn"

Ein langgestrecktes, tiefgrünes Felsenbecken und seitlich die Bergkeile, der Zusammenfluss der Flüsse, und der dunkle Brückenschatten legte sich über die Wasseroberfläche. Oft hatte sie dort ihrem eigenen dreisten Schatten zugewinkt, und er hatte ihr zurückgewinkt, bevor ein Wind ihn verzettelte, auflöste ... unscheinbare bewegliche Punkte, Fische. Was wir wissen, sehen wir nicht mehr. Sie leierte diese Sätzchen, die ihr durch den Sinn gingen, mit unmerklichen Lippenbewegungen in die munteren Wellen, die an sie anschlugen, beweglich ist diese Welt, reibt der Wind den Hängen nach, reibt übers Wasser und rippelt es auf, bis die untere Welt wieder für sich alleine steht und keine Einsicht zulässt und der winkende Schatten sich auflöst, unkenntlich wird, ein schwarzes Stück Zucker, das unter der Brücke zerkrümelt, und ein Schwindel erfasst die Glieder, der Boden unter dem Felsen, den Füßen, wird flüssig wie die Zeit.

Die Familien sassen im Sand, hatten eben ihr Kartenspiel beendet, das Jüngste hatte gewonnen. Sie tauchte nochmals unter, berührte mit beiden Armen den Grund und tauchte entschlossen auf. Aus für heute, ruft sie zu ihm hinüber, der am Ufer geblieben war und bereits wartete. Wir gehen. Sie spürte die Steine unter den Füßen wie jedesmal, geschickt und leicht liefen sie beide, fast schon so geschickt wie die fliehenden Hasen der Dämmerung. Weisst du, hatte er gedankenlesend gesagt, wir laufen schon wie die Hasen. Sie hatte es laut wiederholt und gelacht, ja, ja, wie die Hasen. Sie spürte den sachten Druck, wandelnde Standflächen, schwanke Balancen, flüchtiges schönes Gleichgewicht. Das alles gehörte dazu.

(aus: Evi Kliemand "Die Schättin (oder die Schlangenspur)". Neuerscheinung. Edizioni Gottardo 1993 Lugano)

Aus dem Zettelkasten: Sätze und böse Legenden

Um Gotteswillen, sagte der Vogelstrauss, ich bin ja hellsehtig, und versteckte seinen Kopf im Sand.

Klein wie neugeborene Eichhörnchen waren in diesem Jahr die Kartoffeln, eine Kunst, dachte sie, so klein zu bleiben bei so viel Erde.

Sie beobachtete gelangweilt Männer, es war ihr schärfster Blick.

Scheu wie Wild sind die wirklichen Gedanken, als ahnten sie, dass sie — einmal in der Lichtung — erlegt würden.

Einen Zettel aufgehoben — es stand nichts drauf.

Die Geschichte schleppte sich mit Erinnerungen ab, das liess ihre Spur breit erscheinen, so dass Feind und Gefolge glaubten: da ginge eine Riesin.

Manche Wörter sind wie Einkaufstaschen.

Sie vermutete keinerlei Sesshaftigkeit bei einer Schlange, die vor dem Stein lag. Sie übertrug ihre Unverbindlichkeit auf Tiere. Sie glaubte, Tiere zögen nur hin und wieder durch eine Gegend.

Sich seiner Haut zu wehren, wo doch alles auf Häutung eingestellt war.

Die Betroffenheit im gefüllten Stamm.

Zeitverschiebungen. Sie zogen sich durchs Land, und wer ihnen zu nah kam, glitt ab, selbst die Wörter stürzten, gingen verschollen, als wie in Gletscherspalten.

Der Lärm ersetzte die Welt.

Noah schlief. Er fand, eine Arche genüge.

Claudine Kranz

Das Sonntagstestament

Viele sind angekommen
Schwester, während wir noch
gehen
im Gleichmass des Vorbestimmten
den Weg der Weggebliebenen
Versunken die Richtung
schwer und ohne Umkehr
ist es eigenständig zu sein
Zeit bleibt auszulieben die Erde
und zu verweigern.
Langgesuchte sind wir. Eine
ausgeschritten
von ernsteren Winden getragen.
Viele sind angekommen
sage ich dir
lass gut sein. Bemiss deine Zeit
unvernünftig fall ein in jede Welt
auch die der Blinden
lass alles besehen deine Augen
die Dinge, Schwester. Auch die
Wahllosen
sind blind
ausgespart bleibt deinem
gleichmütigen Aug
dein gleichmütiges Auge zu sehen.
Daher die Spur. Daher die
Angekommenen
das Unwiederbringliche daher
und unser Weitergehen.

Engel

Ich kenn' den Namen
meines Engels nicht
Nicht sein Gesicht
noch seine Hand.
In den Hügeln
wo die vagen Zärtlichkeiten
Einklang
ins Unterholz schlagen
brennt sie,
die Erde.
Loh.
Stehst du ganz.
Dicht dann.
Hinter mir.
Blickst über Patmos
fernster noch.
Erschreckt sein Flügelschlag
mich nicht.

Wien

Wien im Oktober
atemlos
verfärbende Blätter
als Souvenir
im Park gesammelt
zu den Gedichten gelegt
für dich.
Abklingender Mond
bei der Hofburg.
Beim Mahnmahl umarme ich dich.
Fest.
Wien im Oktober

atemlos
Über die Strudelhofstiege.
Wir lesen Doderer
„und das Schönste geigt die
kleinste Dauer“.

Oh, deine Hand.
Dein Atem rauscht.
Herbst in Wien.
Abends
liegt der Schrecken
einer Erfüllung
im Park.

Gewesen zu sein

Gewesen zu sein in deiner Nacht
in deinem Atem
in deinem Mund
geliebt zu haben
Nein, gelauscht zu haben
in dich
was du willst und was zu begehrt
Nein, was du brauchst
und was du bist.
Streicheln was du sein möchtest
schön möchten wir alle sein.
Gewesen zu sein
in dir
ohne zu denken
dass andere dich lieben, begehrt
ohne zu denken
dass unser Begehren zu Ende
kommt.

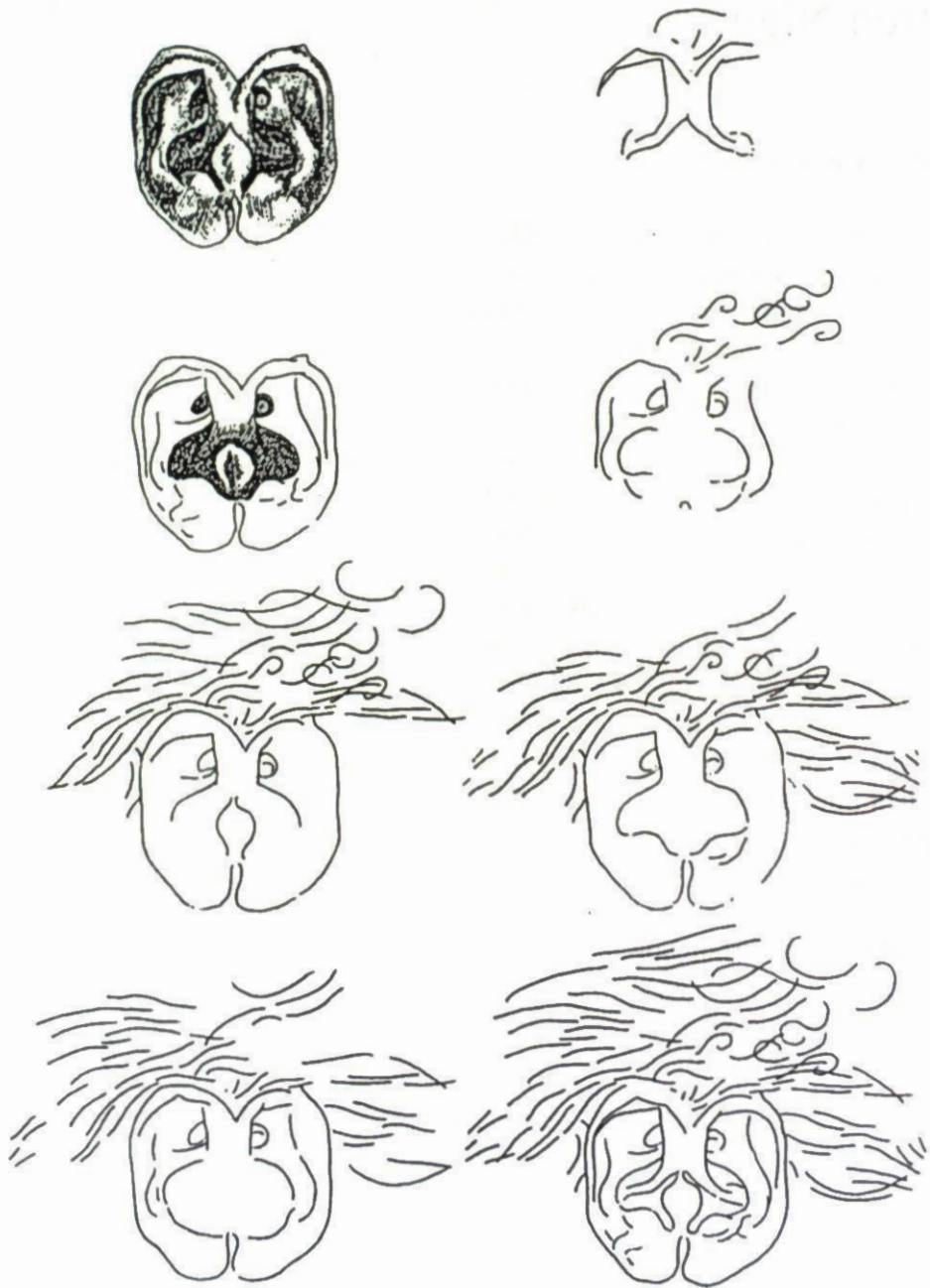
Die Liebe, mach dich gefasst,
bleibt
ohne an deinen anderen Geliebten
zu zweifeln
ich streichle sie mit über deinen
Körper
vielleicht ist meine liebste
Liebkosung
von einer von ihnen entlehnt.
Gewesen zu sein
dort wo Sehnsucht aufkam.
Nein, gezittert zu haben
in ihr
diese Sucht die wie ein Wind
dich überbläst und will und will
nein, zittern noch in ihr
noch im Erinnern zittern
lauschen, streicheln.
Gewesen zu sein
mit dir.

Iren Nigg

Das Austernessen

Er füttert mich, die schimmernd helle
Auster ist weich und verletzlich in
meinem Mund, ich taste sie mit Zunge,
Gaumen, Zähnen und schau ihn an dabei,
nage sie, beiss sie leicht, ich spiele
ihn: errege ihn, er hat es nicht
erwartet, ich ziehe sein Gesicht zu
mir herüber, ich öffne seinen Mund mit
meinem Mund, die Auster gleitet warm
in ihn hinein. Seine Augen hüpfen,
quellen, ein solches Blau berührt mich,
kitzelt, ich fühle das Büttchen wachsen,
ein neugeborenes kleines Tier, feuchtheiss,
schön, geschwollen, hungrig. Sein
Gesicht, blau diese Augen, das ganze
Meer durchströmt mich, nimmt mich,
gibt sich, ich welle, seine Augen
öffnen mich —
Seit zweimal sieben Tagen träum ich von
Austern; ich verhungere ...





Zeichnungen: Regina Marxer

Zwei

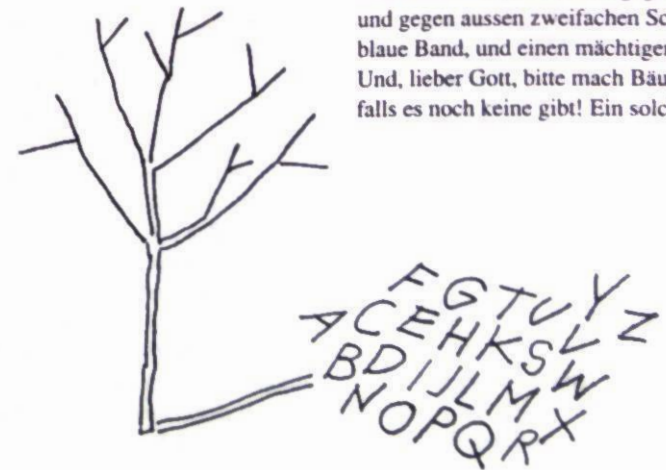
Mein Kirschbäumchen, mein hellenes,
dunkles Wahrseinbäumchen, mein
Geschütztbäumchen: Blau trägt's um
den feinen Hals, mein Feinstbäumchen,
Blaubandbäumchen, mein Baumbäumchen.
Am 13. hab ich es zur Erde gegeben
und wie sie sich gefügt hat, weich
ist sie gewesen, 13 Namen hat mein
Schönstes und noch einen und noch zwei,
ich habe es einfach getan.

Bist du verrückt, es hier zu setzen,
warum nicht an den Waldrand, an einen
schönen Ort? Hier wird's nicht alt,
und keinen Zaun — das Geld ist zum
Fenster rausgeworfen!

Wie sanft die Luft ist und die Erde!
als hätte sie gewartet, dass ich komme
und sie öffne, die Dunkle, ich habe
Zeit, ich öffne sie und wie sie duftet,
du, Bäumchen, ich glaub, sie lieben
dich, die Luft, die Erde! Ich auch? —
Dies ist der Ort, die kleine Delle,
zwei Fotos in Schwarzweiss erinnere

ich, mein Vater, strahlend, hoch in die
Lüfte hebt er sein Segelflugzeug, es
ist noch nicht vollendet, o mein Papa,
so strahlen kann die Sonne nicht. Auf
dem andern Foto schwingt er mich in seinen
Armen, da strahlen zwei. — Vierjährig
ist das Bäumchen, und gezweit. In
sieben Tagen öffnet es seine Knospen,
in neun Tagen blüht's! und mir wird
schwindlig. Wie soll ich's schützen,
ich kann's nur einmal am Tag besuchen,
ihm Wasser geben, einmal hat ihm der
Wind das blaue Schutzband entrissen
und ich erstarre schier vor Schreck,
aber ich finde die Schleife wieder.
nachts muss der Himmel es beschützen,
vielleicht gibt's Bäumchenengel irgendwo.
Von heut auf morgen begrüß ich jeden
Regentropfen: ha, er tut meinem Bäumchen
gut.

Die haben bloss den Kopf geschüttelt
und mich ausgelacht und alle Arten haben
sie aufgezählt: Umkommen soll's, mein
Bäumchen, sagen sie. Ich will mich aber
nicht beirren lassen, ich höre gar nicht
hin, mein Bäumchen ist ein Könnerbäumchen,
Meisterbäumchen, genau hier muss es stehn!
Sie wissen nicht, sie wissen auch nicht,
was ich ihm in die Erde mitgegeben habe,
und gegen aussen zweifachen Schutz: das
blaue Band, und einen mächtigen Gedanken.
Und, lieber Gott, bitte mach Bäumchenengel,
falls es noch keine gibt! Ein solches





So trägt man Tiere!

Bäumchen und niemand will's sehn, noch nicht mal Wurzeln kann es schlagen, schon ist es aufgegeben, Tag und Nacht muss ich daran denken.

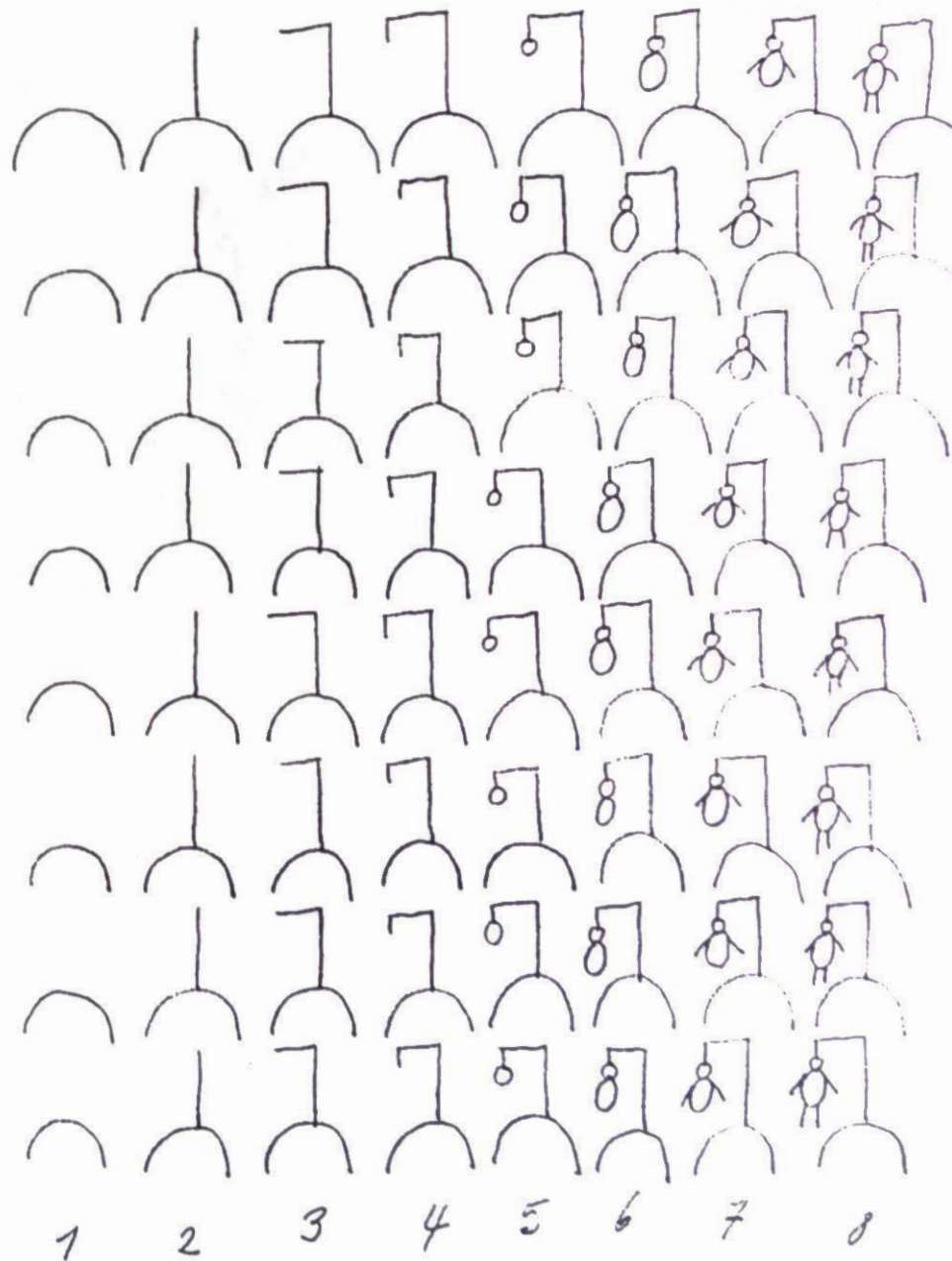
Es war April und alles frühling und mild, 16mal bin ich hingegangen und endlich war mein Bruder einmal da — ich traute meinen Ohren nicht, wirklich, ich hör ihn wirklich sagen: Nein, ich hab's nicht angesehen. Mein Gedachtbäumchen, mein Siebenbäumchen, Achtbäumchen —

Treten, durchdrücken das Gaspedal und fort, aber zuviele Autos vor und hinter mir und kürzlich hatte eine kleine Katze gesagt beim Schachspiel und nicht irgendeiner! Der, der gekommen war, mich zu erinnern. Den Vögeln mag es sein, das Bäumchen — Ein Schleudern und ab von der Bahn und auf den Kopf und Achterbahn und dann ist immer Mai, sonst gar nichts, ein zweimal Nichts wie Hölle. Ich hinter siebentausend Schleiern, ausser der Zeit, mit offenen Augen.

An einem Mittag wach ich auf und denk, ich will's mit eignen Augen sehn, den ganzen Mut pack ich zusammen und falls es lebt, das Bäumchen, will ich ihm sogleich Wasser geben, zweimal

will ich die Kanne füllen. Und wenn's gemordet ist, verdurstet, vom Pächter umgebracht, vom Vieh zerfressen? Zweifaches erinnere ich vage: Ich hätt das Bäumchen am falschen Ort gepflanzt, dort gäb es keine Möglichkeit zu wachsen, hatt ich erzählt, vielleicht sei's tot, und aus der kleinen Katze hatte ich einen mörderischen Tiger gemacht, mit Reden nur und mit dem kleinen Finger, und mit Erfolg.

Die Bäumchenengel! denk ich, wie's in der Wiese steht und wie's gewachsen ist und grüne Kirschen hat es gemacht, aber umarmen darf man's noch lange nicht, die blaue Schleife ist ausgebleicht von der Sonne. Ein solches Wunderbäumchen, Reichtumsbäumchen, Kirschen hätte ich nicht erwartet, ich laufe Wasser holen, zweimal, und schnell. Mein Vierarmbäumchen — die Kirschen sind mit dem Himmel zur gleichen Zeit zu sehn. Die Erde, wo ich sie aufgerissen hatte, ist ohne Spur verheilt, hoch steht das Gras, will's etwa hoch hinaus, wie hoch ist's möglich? Und Kirschbaumbäumchen, du, hoch in die Lüfte willst, kann ich mir denken, dem Himmel zu — dir sag ich es: ich auch, ich auch!



Arno Oehri

Frohsinn

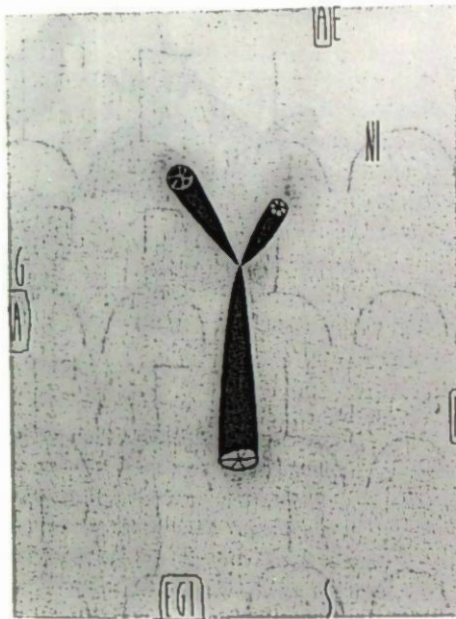
(gewidmet dem "Frohsinn" im allgemeinen und Mathias Ospelt im speziellen)

Es war ein ganz lausiger Tag.
Sonntagmorgen,
6.30 Uhr und ich lag wach im Bett,
keine Chance auch nur ein Auge
wieder einigermaßen zuzukriegen.
In meinem Hals befand sich ein vibrierendes,
glühendes Zäpfchen,
dass ich damit eine Discothek hätte beleuchten
können.

Schlucken lag nicht drin,
also fuhr ich zu meiner Mutter,
um mir ein paar Halswehtabletten auszuleihen.
Ich sagte: Ich hab Halsweh.
Sie sagte: Du bist krank, und es sei was rum.
Von diesem Moment weg war ich
stebenselend krank
und ich spürte überall, dass was rum war.
Sie gab mir Halswehtabletten und ein weisses
Pulverchen,

das sei gegen dies und jenes
und überhaupt.
Ralph meinte, ich solle heisse Milch mit Honig
drin trinken.
Er wusste, dass ich heisse Milch mit Honig
drin

hasste.
Dann fuhren wir rauf zum Frohsinn.
Dort gab's Frühstück und eine Lesung.
Ich überlegte mir, ob ich nicht gleich schon
den Kaffee über mein linkes Hosenbein
schütten solle,
dann hätte ich's hinter mir.
Später sass ich auf meinem Stuhl, 5. Reihe
rechts aussen
und schaute auf den Leser.



"AENIGMA REGIS" (Das königliche Rätsel)
Bleistift auf Papier, 23 x 31 cm, 1993

In meinem Mund zerging eine dieser rosaroten
Halswehtabletten,
meine Zunge lag wie ein Lederblätz in der
Gegend herum
und mein Zäpfchen glühte wie am ersten Tag.
Ich dachte: Mein Gott, bin ich froh,
muss ich heute nicht da vorne sitzen
und lesen.

Doch der Leser schien einen besseren Tag
erwischt
zu haben als ich.

Er las
und ich fühlte mich elend.
Das lag aber nicht an seinem Text.
Nach einer Weile vergass ich, dass ich mich
elend fühlte,

ich vergass, dass was rum sei
und ausser beim Schlucken vergass ich sogar
mein Zäpfchen.
Da seht ihr, was ein guter Schreiber
und Leser

alles hinkriegt.
In der Pause meinte Ewald, dass Milch
sowieso ungesund sei.
Milch sei für Säuglinge und für die Kälber.
Ich war überzeugt, dass heisse Milch mit
Honig drin
sogar für die Kälber ungesund sein musste.
Dann war die Lesung zu Ende
und ich stand noch etwas sinnlos in der
Gegend herum.
Sigi meinte, ich solle ihm meinen Hut
dalassen,

er wolle nämlich seinen neugeborenen Sohn
auf mich abrichten.

Es war Zeit für mich zu gehen.
Im Bus sassen etwa 8 Mädchen
und erzählten vom Jahrmarkt in Vaduz.
Eine von ihnen hiess Wegga.
Ein guter Name.

Für diejenigen, die des lokalen Sprachjargons
nicht mächtig sind:
Ein Wegga ist ein Laib Brot,
sozusagen zwei Pfänder in einem.
Zu Hause nahm ich dann ein Glas Wasser
mit jenem weissen Pulverchen für dies und
jenes und
überhaupt.

Im weissen Pulverchen hatte es DL Lysini
Acetylsalicylas,

900 mg,
corresp. (Punkt) Acidum Acetylsalicylicum,
500 mg,
Aromatica,
Excipients ad pulverum pro charta.
Ich mein,
wie soll man sich da nachher
noch schlecht fühlen können.
Daraufhin nahm ich ein mit
natürlichem Rosskastanienextrakt
angereichertes

Vollbad.
Ich las die Beschreibung.
Neben dem natürlichen Rosskastanienextrakt
hatte
es da noch (auf englisch angeschrieben):

Water, Sodium Myreth Sulfate,
Cocamidopropyl Betaine,
Cocoamphodiacitate,
Fragrance, Citric Acid, Sodium Chloride,
Polyquaternium 2,
Sodium Lactate,
CI 45350, CI 47005,
CI 42090.

Ich sass in der heissen Brühe und
wieherte.
Der Tag hatte noch 11 1/2 verbleibende
Stunden

und ich wusste,
dass ich auch die noch hinkriegen
würde.

Ground Control to Major Tom

Es war wieder heiss geworden.
Die Leute standen draussen in der
Abenddämmerung
und spritzten Wasser in ihre Gärten
und auf ihre Rasen.
Die Grillwürste lagen zermanscht in ihren
Bäuchen
und die Magensäfte machten sich daran,
das Zeugs zu zersetzen.
Thierry Boutsen hatte im Grand Prix von
Ungarn

Senna unter Kontrolle halten können
und gewann,
echt Klasse,
und Berger schoss Mansell in der drittletzten
Runde ab.

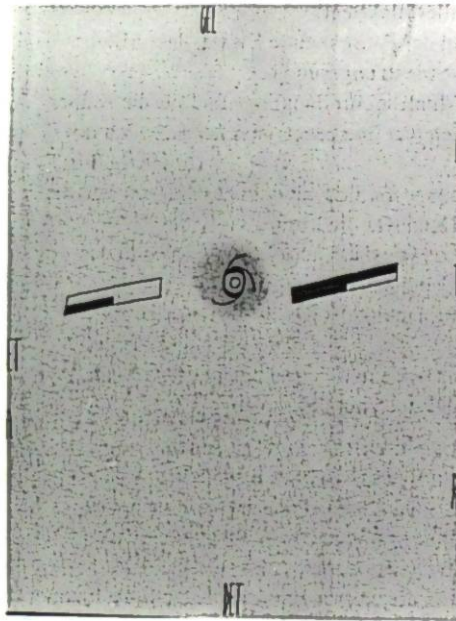
So ein Arsch,
aber im Ganzen war es doch ein Klasse
Rennen.
Wenn die Leute ihre Köpfe in den Nacken
legten,
sahen sie einen gewaltigen, klaren Himmel
über sich,

vom zarten hellblau über türkis
bis bereits zu einem satten dunkelblau.
Irgendwo da oben

kurvte Major Tom herum
 und es war nicht vorzustellen,
 was für einen Himmel erst dieser sehen würde.
 In den Gartenrestaurants stellte man
 Weizenbier auf die Tische,
 oder kühle Rosé's
 und eigentlich dachte niemand daran
 dass da irgendwo im sogenannten Mittleren
 Osten

ein gewisser Saddam Hussein
 ganzen Völkern das Fürchten lehrte.
 Der hockte auf seinen Giftgasbomben
 und schnallte die
 Sache nicht mehr richtig.
 Er reihte sich ein
 in diese lange Liste
 grössenwahnsinniger, geistesgestörter
 Mitbrüder,
 die wir auf unserem Planeten schon immer
 gekannt haben.
 Da gehören die Heinis, die den ganzen
 Waffenplunder aus Geldgier und
 Dummheit verkauft haben natürlich mit dazu.
 Manchmal würde man am liebsten
 da oben bei Major Tom sein
 und die Sache mit etwas mehr Abstand
 anschauen.

Man müsste sich durch's Ozonloch hinaus-
 katapultieren können
 und das Nomadentum endlich wieder
 aufnehmen.
 Die Erde, das war einmal,
 eine Dummheit, eine Jugendsünde,
 gescheitert,
 das Ganze nochmals von vorn,
 hoffentlich zum Besseren.
 Andererseits, wenn ich das richtig verstehe,
 haben wir gerade hier eine bombastische
 Chance
 einen Intensivkurs zu absolvieren,
 wir könnten doch eigentlich den Doktor
 machen
 und den Titel dann mitnehmen,
 ins nächste Paradies.



"GELAT ET ARDET" (Gefriert und brennt)
 Bleistift auf Papier, 23 x 31 cm, 1993

Samstagnachtfieber

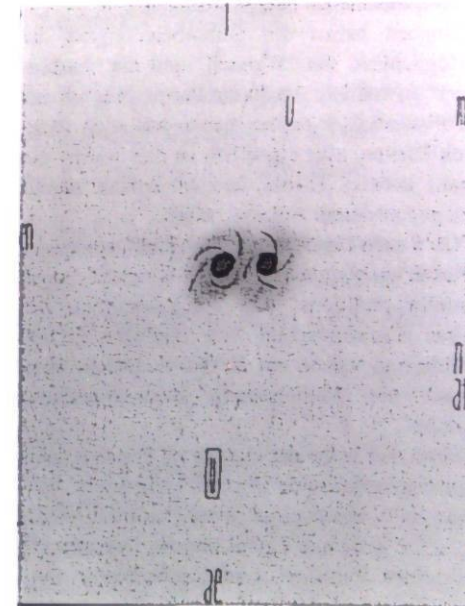
Wir sassen etwa zu sechst noch dort
 in der Bar herum und tranken Bier.
 Von der Musikbox schleppte
 eine Reihe melancholischer Songs
 in die verrauchte, nachtrunkene Luft,
 Gitarre, eine Harmonika
 und eine tiefe Frauenstimme,
 die erklärte,
 dass sie sich billig fühle heut Nacht.
 Der Barkeeper reparierte an der
 Waschmaschine herum,
 einer bediente den Zigarettenautomaten
 und die Uhr zeigte 2.36 h.
 Sie ging 8 Minuten vor.
 Ich bestellte noch ein Bier.

Eigentlich hatte ich schon genug getrunken,
 doch irgendwie war es noch nicht Zeit zum
 Gehen.

Einzelne Wortfetzen spukten
 wie verlorene Geister durch den kleinen
 Raum,
 es schien, als ob niemand den andern
 wirklich kannte.
 Ich warf nochmals eine Münze in die Juke-
 Box
 und kehrte an meinen Platz zurück.
 Mein Nachbar bot mir eine Zigarette an
 und fragte,
 ob ich den Fussballmatch gesehen hätte.
 Ich hatte ihn gesehen.
 Er war ziemlich flau gewesen.
 Ich nahm mein Glas in die Hand und fragte
 ihn,

wie er heisse.
 Eduardo.
 Eduardo — ich auch.
 Du auch?
 Ja — zum Wohle Eduardo.
 Zum Wohl Eduardo.
 Dann schwiegen wir wieder.
 Der Barkeeper lief die Theke rauf und runter
 und klatschte kaum hörbar in die Hände:
 So Leute, Schluss für heut,
 ich mach zu.
 Ich erklärte ihm,
 dass ich eben erst zwei Franken in die
 Musikbox gesteckt hätte
 und dass noch ein paar Songs offen seien.
 Und zudem war mein Bier noch halb voll.
 Eduardo ging.
 Tschau Eduardo.
 Tschau Eduardo.
 Es war immer komisch,
 wenn man jemanden traf, der denselben
 Namen hat.
 Ich musste auf's Klo.
 Doch wenn ich auf's Klo ging,
 würde der Keeper womöglich mein Glas
 wegräumen.
 Also blieb ich stehen.

Die andern tröpfelten einer nach dem andern
 zum Ausgang hinaus
 auf die Strasse.
 Ich bezahlte
 und ging auch.
 Draussen war eine seltsame Stimmung.
 Es war kühl und Nacht
 und sehr leer,
 kein Lebenszeichen,
 die Nacht hatte die andern bereits
 unwiederbringlich verschluckt,
 nur das weisse, kalte Licht
 der Strassenlampen.
 200 Meter weiter um die Ecke
 brannte noch Licht
 in einem kleinen Lokal.
 Ich trat ein.
 Vier Männer sassen noch an der Bar.
 Sie drehten sich alle nach mir um.
 Aber nur noch ein Schnelles,
 sagte der Barmann.



"LUMEN NATURAE" (Das natürliche Licht)
 Bleistift auf Papier, 23 x 31 cm, 1993

Mathias Ospelt

wahlsonntag

Liechtenstein ist zwar laut Verfassung eine konstitutionelle Erbmonarchie, aber, so der Paragraph weiter, auf demokratischer und parlamentarischer Grundlage. Man darf also wählen und seine Meinung auf einem Stimmzettel zum Ausdruck bringen, und seit 1984 sind die Liechtensteinerinnen ebenfalls in der Verfassung, mitzuwählen.

Alle 4 Jahre wird so der Gemeinderat und — zeitverschoben — ebenfalls im Abstand von 4 Jahren, die Regierung gewählt. Zur Auswahl stehen dabei die Vertreter der roten Partei und die der schwarzen Partei. Der Unterschied zwischen "Roten" und "Schwarzen" ist, wie der offizielle Liechtenstein-Beobachter festhält, der, dass die einen konservativ sind und die anderen noch konservativer. Oder umgekehrt, möchte ich dem hinzufügen.

Daneben haben die Stimmberechtigten die Möglichkeit, die "Weissen" und die "Farblosen" zu wählen. Als fünfte Partei, dies nur der Vollständigkeit halber, haben wir noch unseren Fürsten, aber eigentlich ist dies wieder ein ganz anderes Thema, und ich komme darauf zu gegebenem Anlass zurück.

"Ob's auch Listen gibt ...?" In Liechtenstein ist Parteizugehörigkeit bzw. -hörigkeit noch immer traditions- d.h. familienbedingt. Bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 30'000 Einheiten, wovon gut 10'000 Zugereiste sind, wird ein Wahlausgang dementsprechend knapp.

Damit nun keine der etablierten Parteien dabei gar eine unliebsame Überraschung erlebe, werden im Vorfeld einer Wahl, natürlich streng geheim, genannte Listen erstellt, in denen die einzelnen Familien, traditionsbedingter Couleur entsprechend, auf die Parteien verteilt werden, um auf diese Weise den ungefähren Wahlausgang hochzurechnen.

Woher nun aber die>Listenersteller, rote wie schwarze, wissen, wie jede Familie seit Generationen zu wählen beliebt und besonders wie es um die politische Gesinnung des Jungvolkes steht, das wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben.

Der "Gemeindekanal" ist ein Geschenk der Technik und nicht etwa verblichener Städteplaner. Er fliesst durch den Äther und lässt sich bequem von der um die Glotze angeordneten Ledergruppe aus mittels Knopfdruck in die gemütliche Liechtensteiner Wohnstube zaubern.

Hier erscheinen am späteren Wahlsonntag nachmittag die ersten Resultate.

im rathaus sind urnen aufgestellt
die einheimischen gehen kondolieren
ein paar schüler tschutzen im haberfeld
üben schwalben und simulieren

das wetter und die laune spielen doppelpässe
die gedanken sind fette, träge dimen
der himmel hängt voller kontrabässe
sehn aus wie vergome bimen

Meiner Bürgerpflicht bin ich nachgegangen.
Hätt sie auch beinah eingeholt. Fand eine
Abkürzung. So holte sie MICH ein. Nützts nix,
schads nix.

Man weiss ja eh, wen und wie und was jeder
wählt. Was jede wählt, das weiss man auch.
Weil jede ja eh nur jenes wählt, was jeder
wählt. Oder jener, was jene. Das hängt ganz
von der Organisation des Haushalts ab.

Frage: Ob's auch Listen gibt über jene, die
immer leere Zettel einwerfen? Und wird über
die ungültigen ebenfalls Buch geführt? Immer
dieselbe Handschrift. Immer dieselbe Schreib-
maschine. Immer dieselben Sauereien. Ja, die
Sauereien. Werden die auch gesondert ver-
zeichnet? Doch wen interessiert das schon?
Mal ehrlich. Was nützt es auch? Diese hinter-
gründige Fragerei. Nützts nix, schads nix.

Dann bin ich meiner Bürgerpflicht in die näch-
ste Wirtschaft nachgegangen. Hier ein Bier
und dort einen Port. Einen Halben Vaduzer.
Roten oder Weissen? Hend er kan schwarza?
Ha ha. Ein Cüpli für die Frau Gemahlin? Eine
Lady für den Stammhalter? Schnell noch hier
und dort ein Wort gewechselt. Prognosen.
Hypothesen. Das übliche. Nur keine Ängste.
Die liegen in den Urnen. Und werden ausge-
zählt.

6 - 7 - 8 - 9 - 10. o.k.

miniaturen

gesetztenfalls
der winter
steckte dahinter

dass es heut
schneit

dann wäre ja
die naturgewalt
dergestalt

entzaubert, dass sie sinnleer
wär

im rathaus werden stimmen ausgezählt
die einheimischen applaudieren
dem helden, der sich über die runden quält
und sähen ihn doch so gern verlieren

die nummerngirls verteilen leberhaken
unter der gürtellinie gehts jetzt rund
die fliegengewichte stinken in den kloaken
die schweren jungs aus dem mund

Flugs nach Haus. Vor die Flimmerkiste. Sonn-
tagsmagazin. Sportnachmittag. Pipi Lang-
strumpf. Und immer wieder kurz in den
Gemeindekanal gedrückt. Kopfvoran. Fast bis
zum Ersaufen. Schads nix, nützts nix.

Der andere Mensch

Es ist immer alles ganz anders
und gerade deshalb ist alles
dasselbe

Es ist immer jeder ganz etwas
andres
und gerade deshalb ist jeder gleich

streif ab
die zeit
bewohne den tag
so brauchst du
die miete
nicht mehr zu zahlen

mohnfeld

sitzend im mohnfeld
horchend wie der mond bellt
den kästner neben sich

die sterne haben schonzeit
kein mensch weit, kein ton breit
nur kästner räuspert sich

ein kleines gedicht darüber, wie's auch sein könnte

die sonne weint
ihre tränen verdampfen
nebel legt sich auf die welt

es lacht der mond
reisst den mund weit auf
verschluckt das himmelszelt

so

mit dem bier weicht
der körper ein
wird leicht
und so die zunge

der whisky macht
den schädel gross
die nacht
wird so zur lunge

ich bin
(so hast du
endlich ruh)
endlich hin

Hansjörg Quaderer

Ausgesetzt auf den Sedimenten des Rheins

Eine Inszenierung auf einer
Kiesbank
mit Ingo Ospelt (*Schauspieler*)
Hieronymus Schädler (*Querflöte*)
Christina Reburg (*Lyra und*
Gesang)
10. Mai 1992

Die Kiesbank auf der Höhe des
Liechtensteinischen Gymnasiums,
watend gerade noch zu erreichen,
bot sich als kleines Exil an. Das
Schmelzwasser nachmittags um
drei stieg bedrohlich an.
Bedrohlich wie der historische
Moment für den Fluss angesichts
der geplanten Kraftwerke. Ca. 100
Besucher verfolgten vom Damm-
ufer aus das Geschehen.
Die drei schwarzen Gestalten wir-
ken eindringlich: Ingo, liegend, am
unteren Ende der Kiesbank, die
zwei Musiker waten zur
langgestreckten Kiesinsel, vorerst
in grosser Verlorenheit zueinander
... Ausgesetzt die Sprache, der
Mensch im Fluss auf kargstem
Sein.

Ich zerbreche mir den Kopf
darüber, wie das Aussetzen der
Dichtung angemessen geschehen
kann: ... Die Wanderinseln als
Reservat für eine ausgesetzte Spra-
che. ... Ich lasse meinen
Assoziationen freien Lauf. Der
Weg mündet auf eine bestimmte
Kiesbank. Dort geschieht der
Durchbruch, dort wird die Sprache
im kargen Exil der Kiesbank
gegründet als Sprach-Mal an
schlichter Stätte. Ein Nabel, ein
Auge, ein Mund wird mit Kiesel-
n, Asche und Treibgut geschrieben,
eine Stelle mit fahlen Stecken
abgegrenzt. Die Stromdichtung
bricht auf der Kiesbank
schliesslich in ein oratorisches
Schweigen. ... Die Rheinymne
wird zurückerstattet, verhalten
angesetzt, gestimmt, gültig
gelesen. 'Es ereignet sich aber das
Wahre' ... der Aufschluss der
Dichtung. Du beginnst, Treibholz
zusammenzutragen; die mit Dir
sind, helfen sammeln; das abseits
im Exil der Kiesbank wachsende
Feuer wird für alle bedeutsam.

Ausgesetzt auf den Sedimenten des Rheins

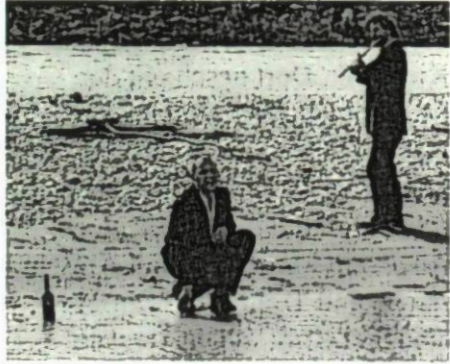
Wie der
die Kiesel
netzende
Tuschmaler
bist
Du

ausgesetzt
auf den Sedimenten
des Rheins

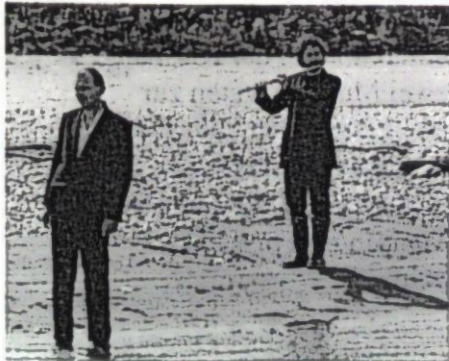


lotest
Du
die Gravität
der Dinge
aus

liest
in der Schrift
des Wassers



Der Fluss
spürt
den Puls
birgt
die Narbe
des Gletschers

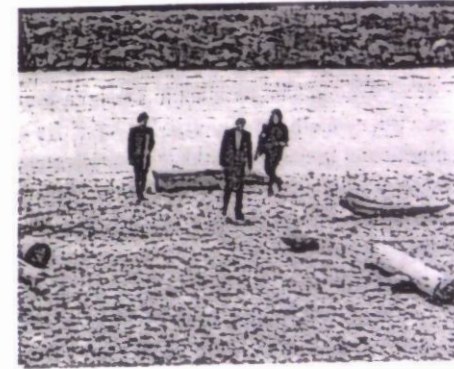


Fluss
der
Du bist

Wo nehm ich
wenn durch
Wehre
zerstückt
die Ader
den
Atem
der
löst?

Wahre
das Flussland
Rette
das kleine Exil

Aus
Streifen
der Nacht
fiebert
der Rhein0



Herzton
des Tales

Aorta
der Landschaft



Heimat — ein Gericht (Auszug)

... Arglos sagen wir Heimat. Wer Heimat sagt, muss den genauen pH-Wert angeben, die chlorblaue Säure und Schläue des Begriffs. Ich liefere ein Lackmus-Papier. Ein Löschpapier? Heimat, etwas Müdes und Ausgeatmetes liegt im Begriff, das mag vorkommen, das kommt vor, so kommt mir vor, ist ein *Denkfehler*. Ein Kunstfehler? Man kann aufdecken. Sagen wir, dann *sägen* wir — mit der Motorsäge — am eigenen Ast, Leib, Land. Ast, Leib, Land: Zwang und Unmöglichkeit der Identifikation. Heimat mit Stand- und Spielbein. Die Motorsäge ist das Heimatinstrument, unser Besteck, kein Familiensilber, sondern Kettenstahl.

Die Heimat, soweit sie nennbar, d.h. menschengeschaffen, landläufig in den Dörfern vorhanden war, hat man in Liechtenstein entkernt, entstellt, amputiert. Man hat sich eingerichtet in der Heimatlosigkeit; sich einrichten heisst nicht: sich assimilieren. Man muss eben wohnen, man ist hier zuhause. Daheim ist man bei sich.

Heimatlosigkeit — trocken gedacht — ist die Grundlage allen Denkens. Die Heimat: Quelle oder Qual? Heimatlos ist einer ohne Schatten, ein kleiner *Peter Schlehmihl*. Freiwillig? Mutwillig? ... Heimat ist die Sprechblase des Sesshaften. Man weiss, dass Blut und Boden nie binden. Man ist auf vertrackte Weise verhaftet, nennt es voreilig anheimelnd "Heimat", denn Heimat mag man. Politiker behaupten und beanspruchen heute ein Recht auf Heimat und meinen das Recht auf Diskriminierung. Heimat aber ist eine schmucke Redensart, zierlich wie Briefmarken, auf der Vorderseite Heimat-Attribute, auf der Rückseite süsslicher Klebstoff. Man geht der Heimat auf den Leim. Man frankiert die Wimpel, es ist rührend, man sendet, ist auf Sendung. Kurz- oder Langwelle. A- oder B-Post? Kurz-

waren sind nur keine Lebensmittel.

... Mir geht es darum, den Satz meiner Mutter "die Suppen nicht anbrennen lassen", wie sie träf und südtirolerisch sagt, zu beherrzigen.

Über Heimat nachdenken ist wie Schuhbinden, man schnürt und knöpft und beteuert, bis einen der Schuh drückt mit dem Heimat-Knoten.

Aufgewachsen in Schaan, unentwegt, an einer mittleren Strasse mit hängenden Bündten, unweit der Grenze zwischen Gretschnen und Goschger, ein geborener Gretschnen; einen Steinwurf entfernt die Kirche mit dem lethargisierenden Zusammenläuten; auf der anderen Seite der Neni, der Patriarch, der dem jüngeren Bruder seine Hasen *metzgete*, während wir im Steg in den Ferien waren, weil die Hasen, wie er beliebte sich auszudrücken, reif waren ... d'Nana, s'Sefile, dorfbekannt, eine, die noch am Jüngsten Tag *Hööbirle* auflesen würde; dr *Gravensteiner Bom*, welcher der Häuserverdoppelung weichen musste, dr *Boskopp*, d'*Lisa*, *Neni's Ross*, eine leuchtende Welt, die zusammengeschrumpft ist, klein, wie gedörrte Birnen.

Die Maikäfer und die Brennesseln bleibender Erinnerungen.

... Einer dachte dagegen: „Man muss eine Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.“ Kascht denka, würde der Neni sagen. Gute und entwaffnende Frage: Kannst Du denken?

... Übrigens, mögen Sie Schwartenmagen? Das Schwein ist das Vorbild des kulturellen Recyclings. Genügsam wie es ist, frisst es die Abfälle, verwandelt diese, wenn es *reifgeworden*, zu Speck und Schinken, Blut- und Leberwürsten. Der Schwartenmagen war eine Arme-Leute-Speise-Erfindung. Man war nicht heiklig und nicht zimperlich in der Materie, und verwertete gar alles. Das muss man dialektisch sehen, d.h. nicht allzu abwegig: das Märchen von der Blut- und Leberwurst. Das im Schmutz lebende

Schwein grunzt, etwas liegt brach. Je dürftiger das, was man Heimat nennt, um so edler, verstiegener, un-sinnlicher die Kunst. Kunststück! Eine ganze Generation betrieb das Geschäft des sich den eigenen Maulkorb Vergoldens. Ist man bei Trost? Das Land ist ein Schlaraffenland. Das Land hat eine Haut und einen Magen. Der Magen ist ein Land mit einer Haut. Die Haut ist ein Land mit Saumägen. Magenbrot? Madenbrot?

Das Land ist ein Landstrich im grösseren Leib des Rheintals. Eine Landschaft, die einen grossen, sinnstiftenden Entwurf darstellt. Aber Staat und Landschaft reiben und verschleissen sich aneinander, als ob man sich ständig versäumen würde. Man ist ein *Ruach!*: das Gegenteil der lebenseinhauchenden Ru'ach. Der Dialekt mit seinen doppelbödigen Wörtern. Der Stoffwechsel der Heimat geschieht schwerblütig. Die Nähe und Klarheit wartet mit engmaschiger Heimtücke und *Hähle*. Ich sage das ohne Hehl. Man muss den Riss anzeigen, die innere Haut und die äussere Akne.

Vaduz ist so gut eine Parabel als eine Baugrube. Das Fremdkapital hat eingeschlagen wie ein Meteor. Den Geruch aus der Baugrube neben der Rost-Post kann man nicht aus der Welt denken, den nimmt man wahr. T-Stahlträger spannen die Wunde auf: Eine Szenographie von harter Wirklichkeit: Die *chirurgische Kriegsführung* (ungeheure Sprach-Regelung aus dem Golfkrieg) mit wirtschaftlichen Mitteln. Ein Kran über dem Abgrund. Man regelt es. Man betoniert das Tresorgehäuse in einer Weise, dass man sich fragen muss, ob der Tresor oder die Verfassung das Fundament des Staates ist. Das Landesmuseum, der gesunde Weisheitszahn im kariösen Gebiss der Häuserzeile, bekam Risse, Grundrisse. Das Landesmuseum ist ruiniert. Ich lese diese Baugrube als Kapital-Verbrechen; wir sind für die Geld-

Metastasen selber verantwortlich. Es geschieht. Man sieht zu. Fassungslos. Verfassungslos. Auch das hat es leiden mögen, wie es im existentiellen Passiv des Dialektes heisst. Eine Zumutung. Aber man ist versichert. Man versichert einem manches ... Man beruhige sich. Man könnte sich beruhigen. Man könnte einen *Chropf* bekommen. Man muss den *Chropfleeren*. Andere haben ihre Tankerunglücke, wir haben die Risse im Landesmuseum, hört man sagen. Das Hören-Sagen wohnt im Argen, wie das unübersetzbare *Booska*², die Schadenfreude und der Neid. Man ist dem anderen sein Zahnweh neidig. Fidele Beschwichtigungen! Baustopp. Denkpause! Man versucht die Wurzelbehandlung mit Beton, eine schäbige Wiedergutmachung. Was geht hier vor? Das Landesmuseum zerbricht, weil man einen Bank-Bunker baut: *Nicht* ubi bene, sondern ubi Franca ibi patria! Im Fluchtpunkt Heimat bündeln sich die Fluchtgelder: das Ablegertum, die Metastasen. Die Heimat hat mit harten Franken zu tun, das Übrige sind Heimat-Geranien. Das Landesmuseum ist immerhin so etwas wie der Speicher und das Gedächtnis des Landes. Hat ein allgemeiner Gedächtnisschwund mit den Rissen eingesetzt?

Das Fluchtkapital der Herren M ... wie Maxwell, H ... wie Honecker oder K ... wie Karajan hat man geschluckt. Liechtenstein ist ein schwarzes Loch des Kapitals. Man ist ein Zwergstaat, man redet sich *verschloffen* ein: Small is beautiful.

Das Land lebt von der Verkleinerungsform im Weltformat. Anstatt *zünftig* lebt man ein wenig ..., *a betzle*. *Gäll*, *momoll*, *jo*, *jo*, ... *a betzle*. Man demonstriert sogar ein wenig für Demokratie und Monarchie wie für Sonne und Mond. Man wäre bei Heraklitos gut beraten gewesen, der nüchtern feststellte: „*Kampffell soll ein Volk für seine Verfassung wie für*

seine Mauern.“ Wo liegen wir? Wir liegen zwischen Zwitscherlând und Austreilia, wie mich ein Inder missverstanden. Der Inder hatte natürlich intuitiv recht. Wir liegen überall und nirgends. Wir haben Heimat gegen Welt eingetauscht. War es ein guter Tausch? Die astonomischen Gewinne, wem sind wir sie schuldig? Man war nicht heiklig in dieser Angelegenheit. Man reibt jedem, der es hören will, mit konstitutioneller Doppelmoral unter die Nase, wie es nämlich bestellt sei, wie weit wir mit Bürger-Innen-Steuern *kämten*, (ein rhetorischer Konjunktiv im Dialekt). Ob man eher die Banken oder das Theater, die Schulen oder die Kirchen schliessen soll?, fragen sie scheinheilig. Was vermag man noch aus eigenen Stücken? Kaum etwas mehr, sagen sie einhellig. Die stillschweigenden Glaubenssätze des FL-Systems sind die verwerflichsten, weil durch sie das Bestehende nicht nur bestätigt, sondern als unabänderlich hingenommen wird. Zu einseitige Einkünfte — und wir mit ihnen — korrumpieren das Land ... Unterirdisch hortet und mehrt man Megavermögen, oberirdisch soll's heimatlich ausschauen; hübsch und nett, und ganz verlogen. Man übertüncht und kompensiert mit einer schäumenden Kulturbeflissenheit, mit der Übereinkunft, dass es sie ohne das *Wüste*³ eben auch nicht gäbe: Man frisst dem System brav aus der Hand.

... Heimat und Liechtenstein, das ist eine Redensart. Man besitzt nur den Pass. In den Mundarten kommen die Mentalitäten zum Vorschein. Dem Bodenspekulanten wird zugebilligt, *es sei ihm ein Vermögen auf ein Grundstück gewachsen*. Das währschafte Haus darauf, bewohnt und bedacht, ein menschliches Biotop, ist bereits abgeschrieben, die Fülle der Lebensgeschichten gelöscht, in aller Voreiligkeit, auf dem Papier scheinen sie nicht auf, zählen sie nicht. Es zählt der ungedeckte Zuwachs, eben das,

was nicht mit eigenem Leben gedeckt wird, es ist zum *Räär-loh*⁴. Wie anders und herrlich lautet dagegen die Redensart einer alten Bäuerin zu einem prallen Apfeljahr: *Es hätte gehörig Äpfel angehängt, fern*. Fern bedeutet: letztes Jahr. Die Apfelform des Baums, eine Form, welche durch Wurzel-, Ast- und Blattwerk genährt und gewachsen, nachträglich so aussieht, als hätte die Äpfel jemand hingehängt, geschenkhafte. Diese Sprache ist ein Geschenk, droht aber auszugehen. Man soll *frei*⁵ sein miteinander, aber frei, wofür und wozu? Wir müssen gegensteuern mit zivilem Ungehorsam, denn es geht definitiv ans Lebendige, es geht um den Spielraum unserer kleinen Freiheit. Man kommt mir mit verfluchten Rechtfertigungen, worauf auch ich verflucht werde. Das Land ist ein Legoland, ein Spielzeug in untreuen Händen. Heiklig tun sie nicht im Gesellschaftswesen mit ihren *denk unmöglichen* Operationen. Eher rümpfen sie die Nase bei Chääsknöpfele und saurem Käse, *die Rässen*, die *das Rässe* nicht mögen. Allmählich wird das Kapital unverdaulich wie ein Salzbrocken. Die Gastritis wird chronisch. Was soll man tun? „*Alles schmerzt sich einmal durch auf den eigenen Grund*“ schreibt der mährische Dichter Jan Skácel. Ich biete einen Schnaps an, einen Verteiler. Ein Marc hilft verdauen. Die einheimische Frage lautet: *Was hat man hier verloren?*⁶ Wohl die Heimat und die Unschuld. Ich komme mir vor wie ein im Seichten gestrandeter Walfisch. Das Bassin ist leer bis zur Neige, um zu hören. Zu hören? *Hören* heisst bei uns aufhören.

Hansjörg Quaderer

¹ Ruach: wilder Kerl

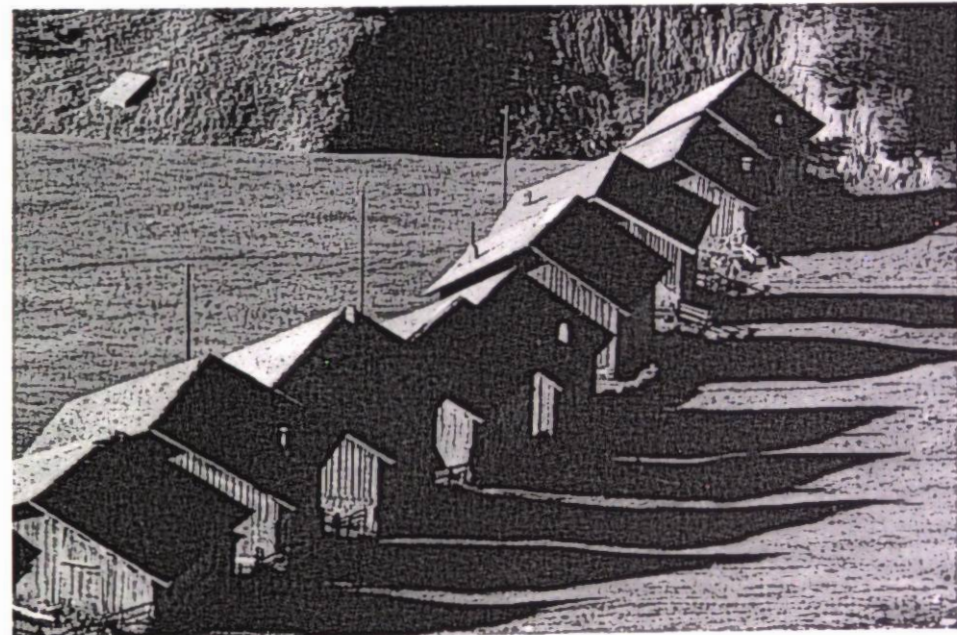
² Booska: etwas anstellen, Lausbüberei

³ das Wüste: das Hässliche

⁴ Räär-loh: weinen

⁵ frei: lebenswürdig, brav

⁶ Was hat man hier verloren?: Was sucht, was soll man hier?



Hans-Jörg Rheinberger

Beim Eichmeister

Es wimmelt von Buchstaben
in den Schubladen
deiner ölfleckigen Werkstatt,
Eichmeister.

He, noch ein Quant von Silben aufladen
als Gegengewicht zur Schwere
des Wassers, dass der Zeiger sich
zur Mitte bewegt,
zitternd übergeht in die Schwebel,
aufgehängt zwischen den Massen,
verankert in der Zeitlosigkeit gleichen
Gewichts.

Paris. Erinnerung

Erinnerung. Paris. Am Panthéon.
Geruch von tausend Mythen
unter dem Dach der Mansarde,
unweit Place de la Contrescarpe.
Täglich. Unsäglich das Geschäft
im Satzbruch. Triassisches.
Schilfer um Schilfer.
Gelächter am Jakobsgraben.

Fröhliches Land

Ein Feld
voll später Sonnenblumen
zwischen Birnenspalieren
von denen die Früchte tropfen.

Es schläft noch
das fröhliche Land.

Übers Jahr
wird der Holunder
ans Dach reichen
stämmig geworden
neben dem Schuppen
an den er gehört
ein Begleiter der Menschen.

Scherpenisse II

Wird ein Haus gebaut
im Dorf, verlassen eins,
geboren und gestorben.
Es flickt die Zeit am Zeug.

Den Haag ist weit.
Des Nachbars Acker
zum Stecken bereit.

Wie der Kirchturm sich bewegt
gegen die Wolken
und fällt und fällt.
Wie der Rebstock blutet
an der Schnittstelle zur Welt.
Wie der Wind an mir segnet die Stirn
und flucht mir die Ohren voll.

So hiessen die Maler

Soraperra — so hiessen die Maler
Chesi, die Scherenschleifer
die Autohändler
— mit den farbigen Prospekten —
hiessen Erwin
und Lina: die Gemüseläden.

Später
ging ich zum Friseur
studierte
bei den Professoren
mischte mich
unter die Werktätigen
und ergriff am Ende
einen Beruf.

Bodensee

Wintersonne, nicht hoch
aber hell über den Wiesen.
In den Gräben
ziehen Nebelfetzen.
Moränenland, treppenstufiges.
Dazwischen Findlinge.
Unten Lindau, der Bodensee
das gross gewölbte Wasser.
Die Uferbäume von Bregenz.

Das alles
war jenseits der Grenze.
Da war
das Tal zuende.
Da begann
eine andere Welt.

Jürgen Schremser

einerlei

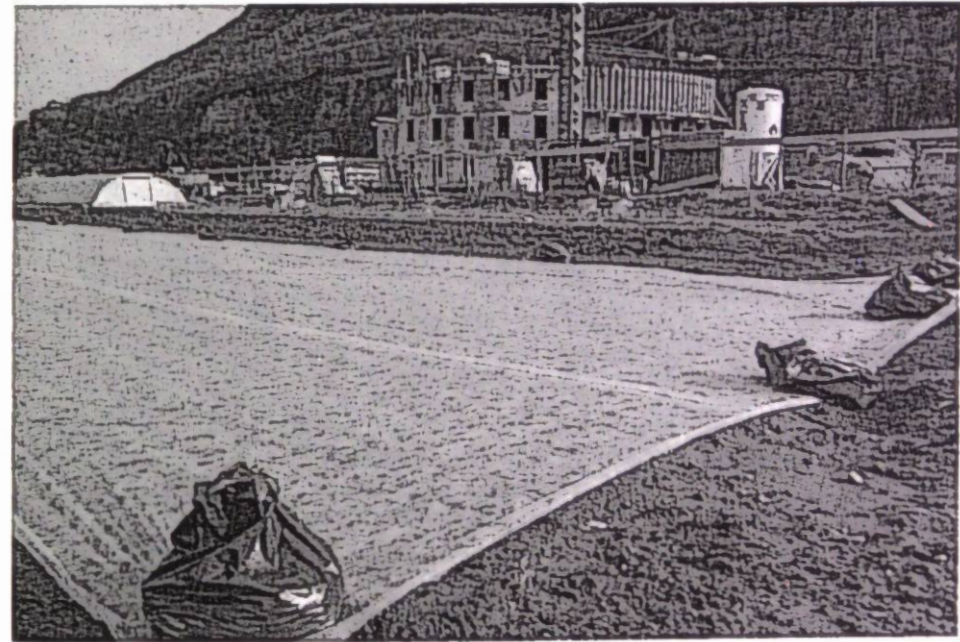
in diesem zimmer
spielen wir
ich kriech am boden
trage
zaumzeug
riemen
mitternacht
&
Dich
und lasse meine nüstern tanzen
zu unsrem kleinen reiterstück

aus dem leben eines taugenichts

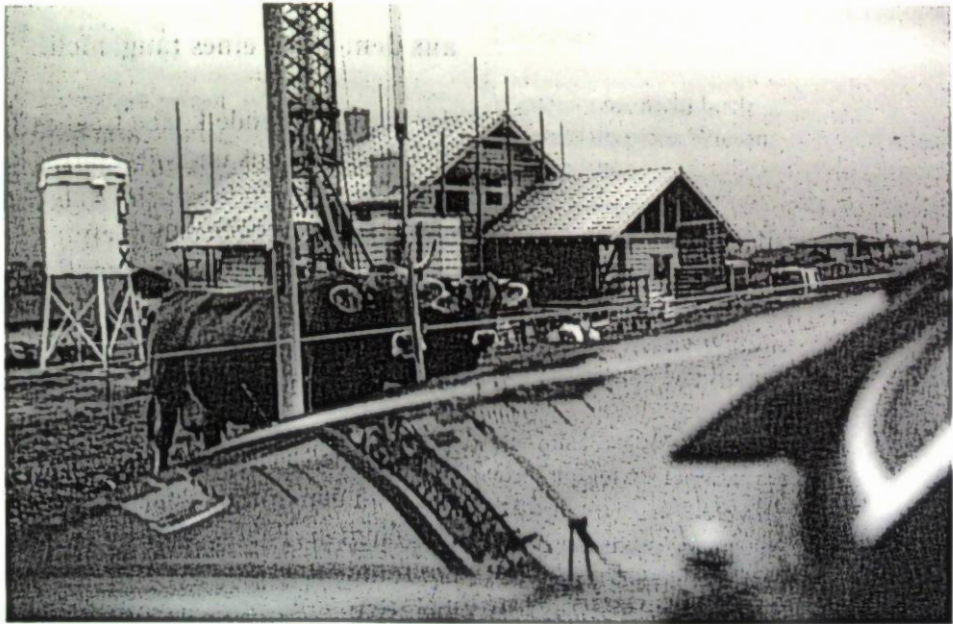
der pferdeführende knabe trägt
liebeswams und -geschirr
durch den flirrenden nachmittag
unter die linden achselhöhlen
des sommers
die allein
dann tritt er ins feld
winkt dem fliegenden robert unter
windgeblähten schirm
des abends
staub an den hüften
empfängt er
die fourage
die gerte
und das wispern der nacht



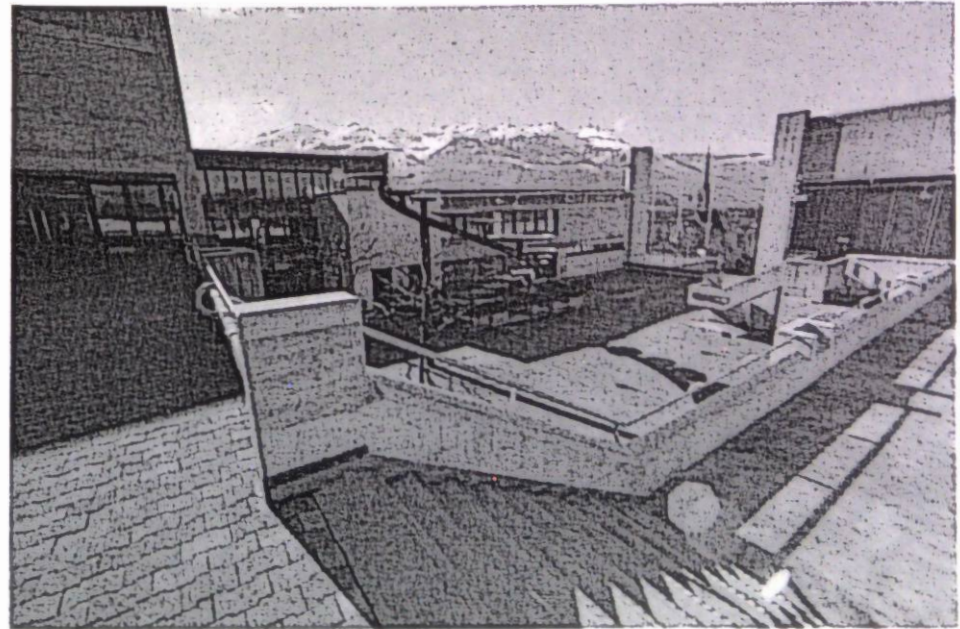
Triesen



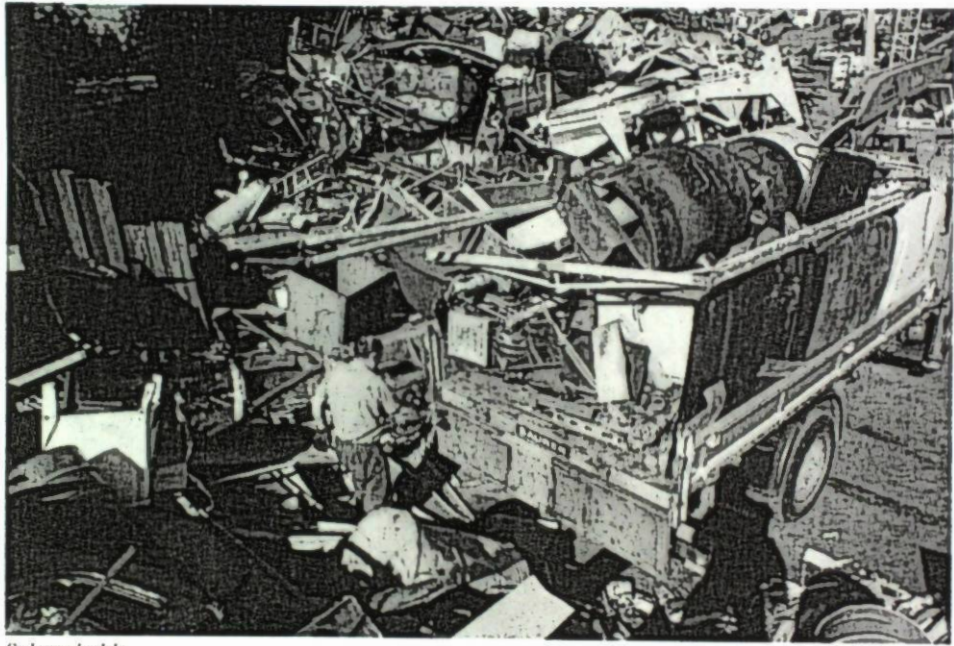
Schaan



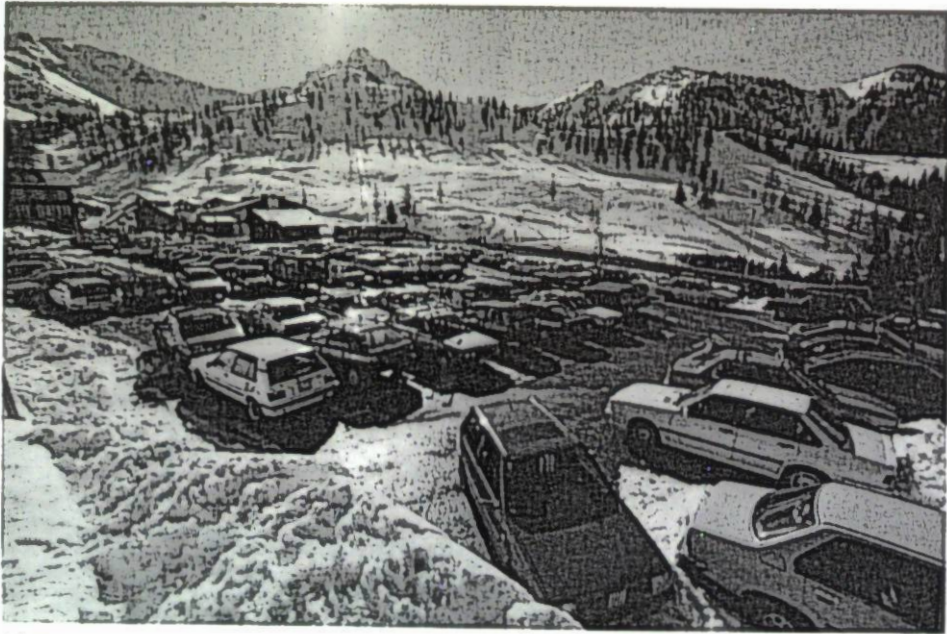
Triesen



Vaduz



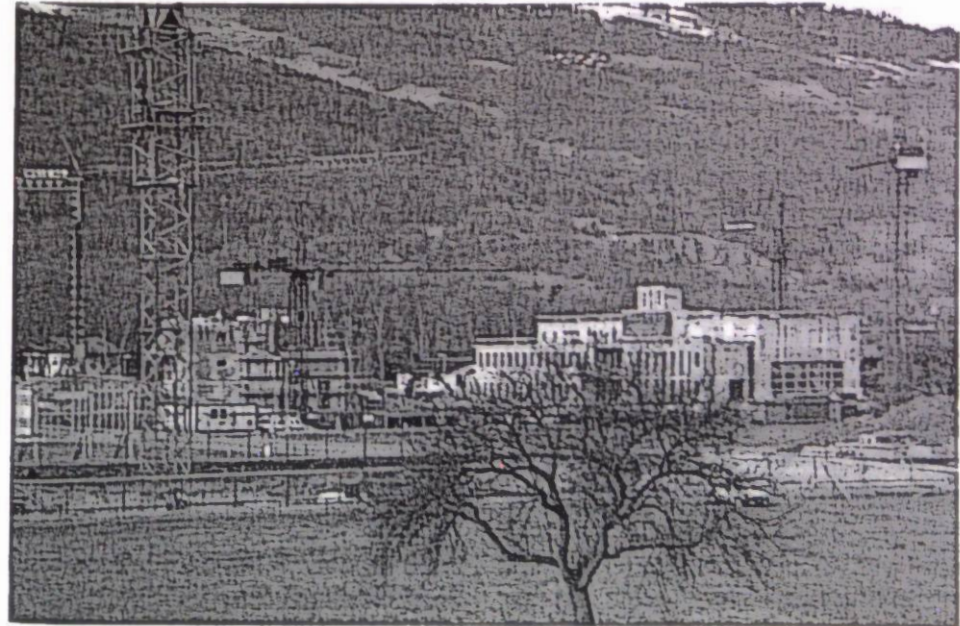
Schrotthalde



Alpen



Vaduz



Triesen

(Photos: Sigi Scherrer)

Pio Schurti

Panther Rhein

Karl Wittfogel schlenderte am Rhein entlang und dachte vor sich hin. Schon oft hatte er über die Zusammenhänge von Gesellschaft, Kultur und der Bändigung des Wassers nachstudiert. Aus der Geschichte der alten Chinesen, ihrer hydraulischen Gesellschaft und Hydrokultur war ihm klar geworden: Wer den Lauf des Wassers dirigiert, kommandiert auch die Anwohner des Wasserlaufes.

Lange Zeit hatte hier der Rhein launisch regiert, bis schliesslich sein Übermut eingedämmt wurde. Er war eigentlich nie eine Grenze gewesen; im Gegenteil, hier taten sich Schweizer und Liechtensteiner zusammen. Gemeinsam bändigten sie den Fluss und legten ihn in feste Bahn. Doch mit dem Rhein wurde auch das Denken kanalisiert. Den Wert des Rheines konnte man allmählich nur noch in Kilowattstunden messen.

Früher hatte der Rhein den Menschen Respekt abverlangt. Er gestaltete die Landschaft und oftmals das ärmliche Leben der Leute. Doch jetzt? Jetzt schien ihnen eher der Rhein armselig — so, ohne Strom zu liefern. Eigentlich war es nun auch an der Zeit, den Rhein zu gestalten. Hinter fünf Wehren schöne Seen, aus deren Kraft sich die Turbinen um eine Mitte drehn. Hiess es nicht: „Macht euch die Erde untertan“?

Komisch, dass die Leute dachten, die Rheinkraftwerke würden dem Tal Unab-

hängigkeit bringen. Dabei wurden sie doch immer mehr gevogtet. Zwar mochte der Rhein noch dem Volk gehören, aber das Sagen hatte das Konsortium. „Du hast doch auch einen Fernseher, einen Rasierapparat, eine Waschmaschine“, lautete das Argument, das die Fähigkeit, an Alternativen zu denken, austrocknete wie der Föhn den Dreck zwischen den Zehen. Im Altertum hatten Mandarine die Bewässerungskulturen beherrscht, und im Zeitalter des hohen Energieverbrauchs regierte der Energielieferant. Die orientalisch-Despotie, murmelte Wittfogel vor sich hin, war insofern mit der christlichen Technokratie vergleichbar.

Am Fusse des Rheindammes bemerkte Wittfogel einen Mostschädel unter einem Apfelbaum. Der fuchtelte heftig und triefte unter seinem Schnauz hervor: „Ihr da ohm macht nicht watt ihr volt.“ Wittfogel lachte: Offensichtlich hatte es dieser Mann noch nicht eingesehen. „Seid furchtbar und wehret euch“, hörte er den Bölli noch dröhnen.

Da stupste Rosinante Wittfogel mit ihren Nüstern aus dem Schlaf. Es graute schon. Zeit, die flüssenden Wässer des Pecos zu überqueren.

Schschzngrrrmm

Der Prophet ging wie ein Seiltänzer durch die Vernissage. Die Arme seitlich von sich gestreckt, balancierte er von Gemälde zu Gemälde aus der Werkstatt von Joaquín Torres-García, dem Pionier der lateinamerikanischen Moderne. Vor einer

halbnackten Frau (Mischtechnik) machte ich seine Bekanntschaft: Er heisst Richard Doneit und stammt aus dem ehemaligen Königsberg. Mit seinem schlohweissen Bart sieht er tatsächlich aus, wie man sich einen Propheten vorstellt. Seine 95-jährigen Beine haben einen langen Weg hinter sich und sind verständlicherweise etwas tattrig und flattrig. Im ersten Krieg schickte ihn der Kaiser nach Flandern in die Gräben; im zweiten rekrutierte ihn die Amerikaner. Als Uncle Sam ihn 1942 zum Dienst rief, habe er den Vorgesetzten erklärt, dass er nicht auf Deutsche schiessen wolle. Da habe man ihn in ein Photolabor gesteckt, wo er Aufklärungsaufnahmen der zerbombten deutschen Städte entwickeln durfte. Auch ein Wiedersehen mit der alten Heimat.

Er habe schon einmal einen Liechtensteiner getroffen, erzählte mir Richard, und zwar in einem Schützengraben in Flandern. Der sei ein bisschen schwermütig gewesen, hätte sich dauernd darüber beklagt, dass er unrechtmässig dorthin geschickt worden sei. Richard weiss seinen Namen nicht mehr, er habe aber ganz gut Harmonika spielen können. Eines ruhigen Abends, daran kann sich Richard noch gut erinnern, habe er viele schöne Lieder gespielt, und alle hätten mitgesungen. Am nächsten Morgen sei er dann schon hin gewesen, habe seinen Grind zu weit rausgestreckt und sei von einem Schotten mit dem Flammenwerfer angezündet worden. Seine Eltern erhielten bald darauf die Nachricht, dass ihr Sohn gefallen sei — wie wenn er of d'Schnorrakeit wär.

Musik gab es im Graben eine Weile keine mehr. Stattdessen intensivierten die Schotten das Feuer, dass denen auf der deutschen Seite die Klabusterbeeren aus dem Arsch flogen. Nach endlos ratternden Tagen und schlaflosen Nächten überrissen die Soldaten beider Seiten, ohne auch nur einmal miteinander zu reden, dass sie einander das Leben vermiesen, obwohl sie eigentlich lieber metanand belgisches Bier getrunken hätten. Es ging nicht darum, wer recht hatte, sondern wer übrigblieb.

In stillem Einvernehmen setzten nun Richard und seine Kommilitonen die sogenannte Schützengrabentheorie in die Praxis um: wenn die Schotten feuerten, wurde zurückgeschossen; wenn sie Ruhe gaben, liess auch Richard sein Maschinengewehr ruhen. Wie du mir, so ich dir, nennt Robert Axelrod dieses Verhaltensmuster. Heftig gekämpft wurde bald nur noch, wenn ein verrückter Dreistern-Rädelsführer die Krieger mit nationalistischen Parolen aufhetzte.

Die Grabenkriechtruppen zeigten so, dass selbst im egoistischsten Milieu, wo jeder nur seine eigene Haut zu retten versucht, kooperatives europäisches Verhalten entsteht, auf das man vertrauen kann.

Richard kommt das alles etwas spanisch vor. Er findet es ratsam, auf alle Fälle einen Helm zu tragen. Mich wundert, wie er durch all die Misere in diesem Jahrhundert so beneidenswert gut erhalten blieb. Freikörperkultur, sagt er. Wann und wo immer möglich habe er seine Kleider (und wohl auch den Helm) verworfen. Ich habe ihm den Rheinstrand beim Ellhorn empfohlen.

Stefan Sprenger

Das geplante Buch — "Menches"

Die auf den folgenden Seiten vorgestellte Geschichte hat sich ereignet.

Am Freitagabend des 25. Juli 1986, kurz vor Mitternacht, betritt eine 21-jährige Frau das Polizeirevier im Regierungsgebäude Vaduz und erstattet gegen den 32-jährigen Deutschen



Reinhard Menches Anzeige wegen Notzucht. Als Tatort für das mit

Waffengewalt erzwungene Vergehen gibt sie die Wohnung Meierhofstrasse 70, Teil einer Terrassensiedlung am Hangfuss zwischen Vaduz und Triesen an.

Die Landespolizei rückt kurz nach Mitternacht aus, um den Verzeigten in der angegebenen Wohnung festzunehmen. Dort werden die Beamten von Menches mit einer Pistole im Anschlag überrascht. Sie ziehen sich zurück und nehmen Stellung um das Haus. Menches

beginnt zu schiessen. Der Schusswechsel, in dessen Verlauf über 10 Schüsse fallen und zwei Fahrzeuge beschädigt werden, dauert bis gegen 01.00 Uhr. Dann setzt sich Menches, der vom Flachdach und vom oberen Balkon der Siedlung geschossen hatte, über die darunterliegenden Terrassenwohnungen ab und flieht in die Nacht. Als die Wohnung am Samstagmorgen gegen vier Uhr von der Polizei gestürmt wird, ist sie leer.

In den beiden Landeszeitungen erscheint am darauffolgenden Dienstag, den 29. Juli 1986, eine Kurzmeldung des Presseamtes der Fürstlichen Regierung, die unter dem Titel "Schliesserei in Vaduz" das Vorgefallene kurz zusammenfasst und Menches' Foto und Signalement veröffentlicht:

„Reinhard Menches ist 172 cm gross und schlank und hat buschiges, blondes Haar. Zum Zeitpunkt der Flucht trug er einen Oberlippenbart. Er ist Brillenträger und war mit Jeanshosen bekleidet.“

Während am Mittagstisch in den meisten liechtensteinischen Familien der Kopf geschüttelt wird über das ganz und gar ungewohnte Ereignis einer Schiesserei in Liechtenstein, setzt sich diese zur selben Zeit und am selben Ort unerwartet fort.

Kripochef Heinz Hassler, Wachtmeister Paul Büchel und die Frau, die am Freitagabend Menches angezeigt hatte, wollen gegen 12 Uhr 40 im Zuge der Ermittlungen die Wohnung an der Meierhofstrasse 70 betreten und stossen dabei auf den längst im Ausland geglaubten Menches. Dieser schießt ohne Vorwarnung und trifft den Polizeioberleutnant Hassler mit einem der vier Schüsse ins Herz.

Menches setzt sich erneut über den Balkon der mittleren Wohnung ab und flüchtet durch eine Gartenhecke nach Westen, Richtung Landstrasse.

Hassler, 51-jährig, gebürtiger Schellenberger und ausgebildeter Maschinenschlosser, in Mauren verheiratet, Vater eines Sohnes und seit 1962 Mitglied des Fürstlich-Liechtensteinischen Sicherheitskorps, wird notfallmässig ins Krankenhaus Grabs transportiert und stirbt dort im Laufe des Nachmittags an seiner schweren Verletzung.

Es ist Juli, Sommerferien, das Wetter heiss und strahlend; vom Freibad Mühleholz wird am Sonntag ein neuer Besucherrekord gemeldet werden und die Schweizerische Meteorologische Anstalt wird im Herbst von einem selten schönen Sommer berichten. Die Regierung, aber auch Polizeichef Vinzenz Batliner, der das Amt seinem Ersten Stellvertreter, dem nun erschossenen Heinz Hassler übertragen hatte, sowie viele Polizisten weilen ausser Landes in den Ferien. Hasslers Tod und die nun anlaufende Alarmfahndung nach Reinhard Menches verwandeln das sommerlich träge Land mit einem Schlag in eine Kammer mit abriegelten Türen, engmaschig von einer Unzahl Polizisten durchsucht, durchschwirrt von einer Vielzahl von Gerüchten, Mutmassungen und Ängsten.

Um 13 Uhr 38 trifft der Alarm- und Hilferuf des liechtensteinischen Sicherheitskorps bei der Kantonspolizei Graubünden ein. Auch die Kantonspolizei St.Gallen wird um Hilfe gebeten und gegen 16 Uhr löst das Gendarmeriekommando Feldkirch den Suchalarm aus. Die anlaufende Grossfahndung — aufgeboten sind über hundert schwerbewaffnete Beamte, Geländefahrzeuge, Hundestaffeln — setzt drei Schwerpunkte. Aufgrund der Vermutung, Menches verstecke sich irgendwo im Industriegebiet zwischen Triesen und Vaduz, wird die Zone zwischen der Vaduzer Au-Kreuzung und der Elastin AG in Triesen, seitlich von Landstrasse und Rheindamm begrenzt, hermetisch abriegelt und durchkämmt.

Falls Menches durchschlüpfte oder sich gar

nicht dort befindet, soll die Flucht ins Ausland verhindert werden. So werden vor allem in Vaduz Personen und Fahrzeuge kontrolliert und die Rheinbrücken gesperrt. Die grüne Grenze zwischen dem Rappenwald bei Tisis und der Hub bei Mauren wird von der Vorarlberger Gendarmerie überwacht.

Als dritte Massnahme sind ab Dienstag, 16 Uhr, vier Polizeistreifen die ganze Nacht im Land unterwegs.

Regierungschef Brunhart, der in Florenz auf die Nachricht von Hasslers Tod seinen Urlaub abgebrochen hatte, reist sofort nach Hause. Er trifft gegen 22 Uhr 30 in Liechtenstein ein und begibt sich zur Krisensitzung mit den Einsatzleitern.

Die Lagebesprechung mit Brunhart und den Einsatzleitern am Mittwochmorgen, den 30. Juli 1986, 9 Uhr, ergibt keine neuen Anhaltspunkte: Menches ist weiter flüchtig.

"Vaterland" und "Volksblatt" berichten in den Mittwochausgaben gross über Hasslers Tod und Menches' Flucht. Wieder werden Fotos von Menches — in jeder Zeitung ein anderes — abgedruckt und das Signalement veröffentlicht.

Die Informationssperre der Polizei nach Hasslers Tod erlaubt den Zeitungen keine Hintergrundberichte. So erschöpft sich ihre weitere Berichterstattung in einem konfusen Bildteil: nervöse, dickgepanzerte Polizisten mit Maschinenpistolen auf hitzeblitzenden Strassen, abgesperrte Rheinbrücken, Autoschlangen vor Kontrollpunkten. Das "Vaterland" beginnt mit eigenen Recherchen.

Gegen Mittag werden die Grenzsperrungen aufgehoben, gleichzeitig findet im Vaduzer Regierungsgebäude die erste und einzige Pressekonferenz statt. Polizeidienstchef Hilbe verliest eine offizielle Mitteilung, aus der neu zu entnehmen ist, dass Interpol Wien und Wiesbaden kontaktiert worden sind. Für die Ergreifung

von Reinhard Menches werden 20'000 Franken Belohnung ausgesetzt.

Da über Tat und Fahndung nach wie vor keine Angaben gemacht werden, konzentrieren sich die Fragen der Journalisten auf Menches' Person, den Liechtensteiner Mieter der Wohnung Meierhofstrasse 70, P.F., und die Alarmierung der benachbarten Polizeikorps.

Es wird publik, dass sich Reinhard Menches bereits seit Mai 1985 ohne polizeiliche Anmeldung in Liechtenstein aufgehalten hatte; er wohnte bei P.F., dessen Name von den Behörden weder bestätigt noch dementiert wird. Der Vorwurf, Vorarlberg habe die Alarmfahndung ohne Meldung aus Liechtenstein selber einleiten müssen, wird — so das "Volksblatt" vom nächsten Tag — auf widersprüchliche Weise abgestritten. Auf die Frage, ob das Polizeikorps zum Zeitpunkt der Tat führungsmässig intakt gewesen sei, wird geantwortet, alle Vertretungen seien aufgeboten worden.

Gegen halb zwei Uhr erhält die Autobahnpolizei Mels von einem Festungswächter die Meldung, eine unbekannte, dem Gesuchten ähnliche Person habe eben via Gemüsebrücke den Rhein zwischen Fläsch GR und Bad Ragaz SG überquert. Eine unverzüglich ausrückende Patrouille sieht den Unbekannten 10 Minuten später an der Autobahnausfahrt Bad Ragaz und wird von ihm aus Distanz beschossen. Alle drei Kugeln treffen den Dienst-BMW, die Polizisten bleiben unverletzt. Der Schütze, bei dem es sich mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit um Menches handelte, entkommt durch ein Kornfeld. Die beiden Beamten melden, die Person habe Jeans und ein blaukariertes Hemd getragen.

Die in Liechtenstein laufende Fahndung wird in den Raum Ragaz verlagert; im Kurstädtchen wird eine gemeinsame Kommandozone der beteiligten Polizeikorps eingerichtet. Hinweise aus der Bevölkerung, besonders nach einem Aufruf am abendlichen Fernsehen, erhärten den Verdacht, dass sich Menches im abgesteckten Raum aufhält. Gegen 20 Uhr intensi-

viert sich die Suche beim Heidihof über Maiefeld, jedoch ohne Ergebnisse.

Mittlerweile sind auch Vizeregierungschef Wille und Polizeichef Batliner aus den Ferien zurückgekehrt und in Vaduz eingetroffen.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht, Donnerstag, 31. Juli 1986, wird Menches von einer Polizeisperre bei der Tardisbrücke zwischen Bad Ragaz und Landquart/Mastrils gesehen. Nach Auskunft des Bündner Polizeikommandanten Markus Reinhard habe er auf drei Halterufe der Polizei nicht reagiert. Ein Polizeibeamter habe eine verdächtige Handbewegung unter seine Jacke beobachtet.

Der Polizist schießt dreimal und trifft den Deutschen frontal in Bauch und Schulter. Nachträglich stellt sich heraus, dass Menches zu diesem Zeitpunkt keine Waffe mehr auf sich trägt. Gegen 02.00 Uhr, nach Bekanntwerden des "Fahndungserfolges", treffen sich Brunhart, Wille, Polizeichef Batliner und der erstmals auftretende Staatsanwalt Frommelt mit den Polizeikommandanten zu einer Lagebesprechung in der Autobahneinsatzzentrale Mels. Brunhart dankt anschliessend den im Hof angetretenen Beamten der St.Galler Kantonspolizei für die geleistete Hilfe. Reinhard Menches stirbt in den frühen Morgenstunden desselben Tages im Kantonsspital Chur.

Die am Donnerstag erscheinenden Landeszeitungen, die vor der Nachricht von Menches' Tod in den Druck gegangen sind, veröffentlichen einen überarbeiteten Steckbrief mit Hinweis auf die ausgesetzte Belohnung von 20'000 Franken. Menches' Haar soll dunkelbraun, nicht blond sein, ausserdem sei er nicht, wie früher gemeldet, Brillenträger. Das "Vaterland" bringt erste Hintergrundberichte. Unter dem Titel "Sollte es eine Milieu-Abrechnung werden?" wird folgender Artikel veröffentlicht: „Weshalb kam der Mörder Reinhard Menches in unser Land? P.F. lernte Reinhard Menches wahrscheinlich 1982 ken-

nen, als beide in Köln-Klingelpütz einsassen. F. wegen Betrugverdachts in Millionenhöhe, Menches wegen Raubes. Menches wurde dann nach Gütersloh verlegt, konnte sich gemäss unseren Informationen in die Schweiz absetzen und kehrte bewaffnet nach Köln zurück. Dort spielte sich dann folgende Gefangenenerfreibung ab: Am 15. April 1983, in der Mittagszeit, sollte F. nach einer Untersuchung in der Hals-Nasen-Ohren-Abteilung des Franziskus-Hospitals wieder ins Gefängnis zurückverlegt werden. Zwei Personen, eine davon war Menches, befreiten ihn und entkamen mit F. in einem Kadett. Die Flucht endete nach 25 Minuten auf der Autobahn Köln-Bonn, da es den im Gefängnisauto eingesperrten Beamten gelungen war, sich rasch zu befreien. Menches kassierte zwei Jahre, F.s Prozess fand am 19. Dezember 1983 statt. Menches wurde in den letzten Monaten mehrfach in Liechtenstein gesehen, oft in Begleitung F.'s. Er soll auch teilweise in F.'s Wohnung gelebt haben.“

(L. Vaterland, Ausgabe vom Do. 31. Juli 86, S.2)

Todesanzeigen für Heinz Hassler füllen Seite 4 der gleichen Ausgabe.

Heinz Hassler wird am Samstagmorgen, 2. August 1986, unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung, mit weit über tausend Trauergästen auf dem Friedhof in Mauren begraben. Während des Trauergottesdienstes im Gemein-

desaal — die Kirche wird eben renoviert — sprechen Regierungschef Brunhart, Polizeichef Batliner und der Jesuitenpater Fridolin Marxer. Gleichentags erscheint im "Vaterland" unter dem Titel "Nach dem Sondereinsatz wieder im Alltag" ein Hinweis auf die weitere Arbeit der Polizei. Diese betreffe die Anzeige wegen Notzucht, die Motive des Mörders zum Aufenthalt in Liechtenstein, den Hintergrund seines Fluchtweges etc. In Chur solle ermittelt werden, ob die Schussabgabe des Beamten,

der Menches niederstreckte, berechtigt gewesen sei. Die Staatsanwaltschaft habe, wie dies in solchen Fällen üblich sei, ein Untersuchungsverfahren eingeleitet. Der Artikel schliesst: „Spekulationen sind genügend verbreitet worden. Was es an Erkenntnissen zu berichten gab, haben wir veröffentlicht. Mit der Beisetzung des Opfers dieses Verbrechens am heutigen Samstagmorgen in Mauren hat daher dieses Kapitel der liechtensteinischen Geschichte wohl seinen einstweiligen Abschluss gefunden.“

(L. Vaterland, Ausgabe vom Sa. 2.Aug. 86, S.2)

Eine kleine Meldung, ca. 1 Jahr später, gibt



bekannt, das Untersuchungsverfahren gegen den Graubündner Polizisten sei eingestellt worden.

Es bleiben offene Fragen, zum Beispiel:

In den Quellen zur Beschiessung des Streifenwagens bei Bad Ragaz (z.B.: L. Volksblatt, Ausgabe vom Do. 31.7.86, S.1) wird ausdrücklich erwähnt, Menches sei nur mit Jeans und einem blaukarierten Hemd bekleidet

gewesen. Der Bündner Polizeikommandant Reinhard, der zu Menches' Tod eine Stellungnahme abgab, rapportierte hingegen, auf den Deutschen sei wegen einer verdächtigen Bewegung unter seine *Jacke* geschossen worden (vgl. L. Vaterland, Ausgabe vom Fr. 1.8.86, S.1).

Hat Menches eine Jacke getragen, so stellt sich die Frage, woher er sie nach der Beschiessung des Streifenwagens hat.

Was ist am Freitagabend zwischen Menches und der Frau geschehen?

Wo hat sich Menches zwischen Freitagnacht und Dienstagmittag aufgehalten?

Welchen Fluchtweg hat er benutzt? Wo und wie hat er die Nacht verbracht?

Hat er dem sterbenden Hassler die Pistole abgenommen?

Weshalb hat er an der Tardisbrücke keine Waffe mehr bei sich getragen?

Was ist bei der Tardisbrücke geschehen?

Weshalb hat sich Menches in Liechtenstein aufgehalten?

Wie verhält es sich mit der Vorgeschichte in Köln?

Weshalb hat Menches so schiesswütig reagiert?

Wo kam er her? Was für ein Mensch war er?

Und mit Menches fordert auch der andere Tote, sein Opfer, der erschossene Polizeioberleutnant Hassler, sein Recht: Wo kam er her?

Was für ein Mensch war er?

Da die verschiedenen angeschriebenen Stiftungen in Liechtenstein aus einer durch Landesenge bedingten Kleinmütigkeit die von Stefan Sprenger beantragte "Schreibunterstützung" für ein Buch "Menches" nicht finanzierten, ist die Arbeit nicht zustande gekommen. Der "Kulturbeirat", die staatliche liechtensteinische Kulturförderung, schlug als Finanzierungsmodell ein Werkjahr, mit der Auflage, im Ausland zu arbeiten, oder eine Druckkostenbeteiligung vor. Beides lehnte Stefan Sprenger ab.

Autorenregister

Gerhard Beck, geboren 1965. Lyrik-Preis des liechtensteinischen PEN-Clubs. 1987 Mitherausgeber des Liechtensteiner Almanachs. Gedichte. Studium der Handelswissenschaften in Wien. Praktikum bei der Bank in Liechtenstein.

Loretta Federspiel, geboren 1943 in Mauren. Lebt und arbeitet in Zürich. Heilpädagogische Fachlehrerin. Publikationen in verschiedenen Zeitschriften, oft zum Thema Liechtenstein.

fine young Gäässler Guga, Mundartrock-

band, hat bis jetzt drei Kassetten produziert. Texte entstehen einestils im Team, andererseits von einzelnen Autoren, z.B. Louis Vogt, geb. 1960, arbeitet als Verwalter in der liechtensteinischen Musikschule; Christian Kindle, geb. 1958, Musiklehrer an der liechtensteinischen Musikschule.

Peter Gilgen, geboren 1963 in Eschen, studierte Germanistik und Anglistik in Zürich; zurzeit Studium der Germanistik und Philosophie in Stanford University/USA.

Gustav Kaufmann, 1956 in Liechtenstein

geboren, zur Zeit dort ansässig; Lehrer von Beruf.

Evi Kliemand, geboren 1946, aufgewachsen in Vaduz, lebt und arbeitet in Liechtenstein. Malerin, Schriftstellerin, Lyrikerin. Div. Lyrikbände. Kunstvermittelnde Öffentlichkeitsarbeit. Publikationen zur Kunst und Literatur der Region. *Neuerscheinungen*: Künstlermonografie "Feuerproben Papier - Martin Frommelt in seinen Entwürfen", Schalun Verlag Vaduz, 1993; Lyrikband "Die Schättn (oder die Schlangenspur)" Edizioni Gottardo, Lugano, 1993.

Claudine Kranz, geboren 1955, aufgewachsen in Davos und Liechtenstein.

Regina Marxer, geboren 1951, aufgewachsen in Vaduz FL, Grafikerin, Aufenthalte in Israel, der Türkei, in Paris, Lausanne. Verschiedene Jobs, u.a. als Rosenzüchterin und Serviertochter. 3 1/2 Jahre an der Hochschule für Bildende Kunst in Berlin. Seit 1979 freischaffende Künstlerin im Fürstentum Liechtenstein. Seit 1989 Präsidentin des Vereins "Schichtwechsel". *Künstlerische Tätigkeiten*: Zeichnung, Installation, Grafik, Illustration, Malerei, Aktion, Performance.

Iren Nigg, geboren 1955 in Schaan FL, lebt in Vaduz FL. Buchveröffentlichung: "Fieberzeit", 1988, edition isele, Eggingen/BRD (unter dem Vornamen Irene).

Arno Oehri, geboren 1962, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler (Malerei, Installationen, Performance) in Ruggell, Liechtenstein. Schriftstellerei seit 1985, bisher aber erst durch eine einzige Lesung mit Texten an die Öffentlichkeit getreten. Arbeitsaufenthalte in Italien (1988/89/90), New York (1990/91-92/93) und Jekaterinburg, Russland (1993).

Mathias Ospelt, geboren 1963, aufgewachsen und wohnhaft in Vaduz. Besuch des Liechtensteinischen Landesgymnasiums. Internat in der Innerschweiz. Studium der Germanistik und Anglistik in Fribourg, Berlin und Glasgow. Mitarbeiter am Liechtensteiner Namenbuch. Kabarett, Texte, Sprecher. Teilnehmer am Liechtensteiner Bücherfrühling 1993. Veröffentlichungen: "Silvester" im Liechtensteiner Almanach 1989; "Gedanken" (Gedichtband, mit Illustrationen von Ingo Ospelt 1980); "Rückkehr — über Liebe, Tod und Liechtenstein" (gemeinsam mit Stefan Becker 1990); "Tini Ospelt: Sehnsucht nach dem Licht" (1991)

Hansjörg Quaderer, geboren 1958 in Vaduz. Maler. Studierte 1984 - 1987 an den Kunstakademien von Urbino und Bologna, schloss das Studium mit einer Arbeit über das Malerbuch ab. 1984/85 entstand das Pentaprojekt. Zelt/Malerei/Graphik zusammen mit Joaquim Kranz. 1989/90 ausgedehnte Reise nach Zanskar, Ladakh und Nepal. Publikationen: "Das Pentazelt" - ein Werkbuch, 1987 im HP Gassner und Benteli Verlag. "Stromschwärzen der Landschaft" - ein Libretto, Edition Eupalinos, 1992.

Hans-Jörg Rheinberger, 1946 geboren. In Vaduz/Liechtenstein aufgewachsen. Molekularbiologe und Wissenschaftshistoriker. Publiizierte zahlreiche Fachveröffentlichungen und Übersetzungen.

Sigi Scherrer, geboren 1946, wohnhaft in Vaduz FL, Publizist, einem weiteren Kreis bekannt als Wortarbeiter und Photograph, hat auf die hiesige Kunstfraktion durch eingehende Besprechungen und Kritiken eingewirkt; erinnert sei an sein ausgezeichnetes literarisches Exposé über Hans Kliemand. Als Landschaftsphotograph folgt er einer

Über das Suchen und Finden der Frucht im Walde

Es ist keine Selbstverständlichkeit: Die Erzählungen des grossen französischen Literaturvermittlers, Publizisten und Schriftstellers *Jean Paulhan* liegen seit dem Frühling dieses Jahres (1993!) erstmals (!) in deutscher Sprache vor. Dazu bedurfte es eines neugegründeten Verlages: *Bruckner und Thünker (Saignelégier und Kōln)*. Zusammen mit Multatulis „Max Havelaar“ (eine Neuübersetzung des im deutschen Sprachraum seit Jahrzehnten vergriffenen holländischen Klassikers), Danielle Colloberts (1940 - 1978) „Mord“ und einer neuen Robert Walser-Biographie von Catherine Sauvat (sh. orte-Bestenliste) hat das junge initiative Unternehmen drei Werke Paulhans in einem Buch mit dem Titel der ersten frühen Erzählung „Die Frucht im Walde“ herausgebracht.

Jean Paulhan (1884 - 1968) hat sein Leben lang Literatur herausgegeben, Schriftsteller gefördert, und er war ab 1925, nach dem Tode von Jacques Rivière, auch Chefredaktor der wohl wichtigsten französischen Literaturzeitschrift, der „Nouvelle Revue Française“. Bis zu seinem Tode blieb Paulhan eine der zentralsten Figuren der französischen Literatur, und so wurde er 1963 auch als Sprachkritiker, Essayist und Erzähler in die Académie Française berufen.

Aufschlussreich ist ein kurzer Essay von *Heinz F. Schafroth*, erschienen in der Gründungsanzeige des Verlags, in dem betont wird, dass der Literaturvermittler Paulhan den *Schriftsteller* Paulhan zeit seines Lebens und darüber hinaus in den Schatten gestellt hat. Aber, so schliesst der Autor seinen Beitrag: „Vielleicht ist es genau der richtige Zeitpunkt (...), Paulhan für deutschsprachige Leser zugänglich zu machen. Jetzt, wo seine Vermittlerarbeit für das Werk

so vieler anderer Autoren Literaturgeschichte zu werden beginnt, müsste endlich und endgültig der Blick auf sein eigenes frei werden. Es ist ein grosses, ein aufregendes Werk.“

Dass die zwei Erzählzyklen („Die Frucht im Walde: Kurze Texte 1904 - 1910“ und „Beunruhigungen“ - vier längere Prosastücke) ebenso wenig spannende, leicht konsumierbare Stories sind wie die umfangreiche Erzählung „Aytré oder der Verlust der Gewohnheit“, wird einem im Lauf der Lektüre permanent bewusst. Mit grosser Raffinesse werden die verschiedensten ausgeklügelten Erzähltechniken angewandt, die aber immer eines gemeinsam haben: Das Nichtgesagte, Verschwiegene ist zentral und absolut unerlässlich für das Verständnis der Texte. *Maurice Blanchot* weist in seinem sehr philosophisch gehaltenen Essay am Ende des Buches darauf hin, dass „das Schweigen weit davon entfernt (ist), der Sprache entgegengesetzt zu sein, im Gegenteil, Sprache existiert nur im Schweigen“. Dazu nochmals Schafroth: „Dass schon der junge Paulhan seine Prosa in hohem Masse auf das Schweigen verpflichtet, ist im Grunde noch erstaunlicher als die gewiss nicht gering zu schätzende Souveränität des Debütanten im Umgang mit der Sprache. (...) Vordergründig sind die kurzen Texte verhältnismässig rasch zu erfassen (...) Aber in allem schlägt irgendwann, in einem kunstvoll umgangenen Augenblick des Erzählens, das eine in das andere um, in sein Gegenteil manchmal, oder, häufiger, in *Spielarten* des Gegenteils, und das passiert nicht in Pointen, sondern verschwiegen und unmerklich, beiläufig, *a parte*.“ Und, ein Schlüsselsatz für den Leser: „Der schnelle Zugriff, wie Antworten ihn darstellen, wird Paulhans Werk in keiner Weise gerecht.“

Gewappnet mit soviel hilfreicher Leseanleitung fühlte ich mich bei der Lektüre zeitweise

doch nicht so richtig wohl. Soll man über „obskure“, dem unmittelbaren Verständnis sich entziehende Textpassagen einfach hinweglesen, einmal, weil ja immer ein Schweigen im Hintergrund lauert, das einem die letzte Evidenz zu entziehen scheint, zum andern, um bei der Lektüre überhaupt vorwärts zu kommen? Bald begann ich kritischer zu lesen, manche Stellen zwei bis drei Mal, und zweifelte dann nicht selten an der Äquivalenz der (im allgemeinen sicher sehr kompetenten und stilistisch hochstehenden) *Übersetzung* von *Bernad Wilczek*. Ich begann, mir Notizen zu machen und nahm mir die Mühe, vom Verlag die Werke in der französischen Originalsprache anzufordern. Die zugleich mühsame und spannende Vergleicherei gab meinen über zwanzig spontan notierten Einwänden nur in wenigen Fällen unrecht. Schon bei der ersten Erzählung des Buches, „Die Frucht im Walde“, begibt man sich auf der Suche nach den Früchten des Verständnisses bald einmal aufs Glatteis: „Wir aber waren dem Wasser der beruhigten Seen gleich, in denen sich die gelben Blumen finden./ Sie sind eine rote Frucht im Walde.“ (Ein kühnes metaphorisches Unternehmen, denkt man sich, gelbe Blumen mit einer roten Waldfrucht in Verbindung zu bringen.) „Sie sind eine goldene Blume auf dem Moos.“ (Schon wieder näher der sinnlichen Wahrnehmung!)/ „Eine Beere im Gesträuch./ Eine Erdbeerblüte am Fusse eines Baumes./ Und ich kann nicht zu jeder Stunde über Sie wachen.“ (Stutzen. „Sie“ ist wohl nur versehentlich gross geschrieben.) „Und ich fürchte, ein Vogel wird Sie eines Tages forttragen (...)“ Jetzt ist die Irritation beträchtlich und sie bleibt es noch eine Weile, bis man feststellt, dass alle „Sie“, die jetzt immer in der Mitte des Satzes vorkommen, gross, also in Höflichkeitsform geschrieben sind. Im Original ist die Passage

von Anfang an klar: „... où sont les fleurs jaunes./ Vous êtes un fruit rouge dans la forêt./ Vous êtes une fleur dorée dans la mousse. (...)“ Ich habe als erste Illustration zur Übersetzungsproblematik der vorliegenden Paulhan-Ausgabe absichtlich ein Beispiel gewählt, bei dem man dem Übersetzer eigentlich nicht einmal einen Vorwurf machen kann. Der Text wäre nur auf den ersten Blick verständlich, wenn man (stilistisch fragwürdige) Satzstellungen vornähme, sodass die ersten beiden „Sie“ nicht mehr am Satzanfang ständen. Das Beispiel zeigt meines Erachtens auf eindringliche Weise, wie schwierig und streckenweise notgedrungenemassen unbefriedigend der typisch *französische* paulhansche Duktus ins Deutsche überhaupt übertragbar ist. Doch gibt es auch eigentliche Übersetzungsfehler von eindeutig sinnenstellender Art, die ein sorgfältiges Lektorat sicher hätte ausbügeln können, abgesehen von einigen Druckfehlern, die in solch komplexen poetischen Sprachgebilden halt nicht selten die Grenze des marginalen Schönheitsfehlers überschreiten. Stellvertretend für die gut zwanzig Punkte, die ich (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) notiert habe, hier nur noch ein Beispiel: In der Erzählung „Aytré oder ...“ heisst es auf Seite 166: „Ich erkenne für mich bestimmte Zeichen; sie bedeuten nicht: Haare, Sonnenstrahlen, Untersuchung — sondern diese andere Sache, die sich jetzt allem hinzufügt, was mir passiert — sogar meinen Erinnerungen —, um es aufzulösen.“ — Zu diesem Abschnitt setzte ich bei der Lektüre den Vermerk: „Dreimal gelesen, nichts verstanden.“ — Die französische Originalversion lautet: „Je reconnais des signes pour moi; ils ne veulent pas dire: cheveux, rayons, enquête — mais cette autre chose qui s'ajoute maintenant à tout ce qui m'arrive, et même à mes souvenirs, pour les

défaire.“ — Dies ist gewiss nicht einer der leichtesten Sätze von Paulhan, aber auf französisch ist er grammatikalisch und semantisch klar. Der Fehler in der deutschen Übersetzung besteht lediglich in einem winzigen Pronomen („es“ statt „sie“) und in zwei Gedankenstrichen (anstelle von zwei Kommas). Der Schluss dieses Abschnitts müsste dann also richtig heissen: „... sondern diese andere Sache, die sich jetzt allem hinzufügt, was mir passiert, sogar meinen Erinnerungen, um sie (oder noch besser: diese) aufzulösen.“

Es geht mir hier nicht darum, in schulmeisterlicher Weise auf Details herumzureiten (wäre der eben zitierte Fall der einzige, würde ich ihn gewiss nicht erwähnen), es ist mir vielmehr ein Anliegen, den Verlag zu dieser Pionierarbeit einer deutschsprachigen Paulhan-Ausgabe zu beglückwünschen und Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, dieses Buch trotz der obigen Einwände wärmstens zu empfehlen. Meine kritischen Bemerkungen haben vielleicht die Wirkung, dass Sie das Buch bewusst aufmerksam und kritisch lesen (was noch keinem Leser geschadet hat) und sich bei den paar sprachlich unklaren Stellen Ihren je eigenen Reim auf eine mögliche Originalversion machen. Dem Verlag ist darüber hinaus zu wünschen, dass er künftig Lektorat und Korrektur seiner Neuerscheinungen dem grossartigen künstlerischen und gestalterischen Niveau anpasst, mit dem sie in der Buchhandlung sogleich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Paulhan-Produktion ist unter den Fittichen von *Miriam dalla Libera* jedenfalls zu einem wirklichen Kunstwerk, zu einer bibliophilen Kostbarkeit geworden.

Erwin Messmer

Jean Paulhan: „Die Frucht im Walde“. *Récits. Mit einem Essay von Maurice Blanchot. Aus dem Französischen von Bernd*

Wilczek, Bruckner & Thünker Verlag AG,
Köln/Saiguelégier, 1993.

Gelungene Alternative

„Dunkel ist der Traum, viel zu dunkel.“ Johanna Anderka blättert in dem „schwarzen Buch“ der Kindheit, die für die Autorin an dem Tag beendet wird, an dem der Krieg beginnt. Bitter ist es, mitzuerleben, wie ihr bewusst wird, dass die durch die Zeit undeutlich und unwirklich gewordenen Bilder, die in loser Reihenfolge erzählt werden, kein Traum sind, sondern Realität. In einer Collage einzelner Eindrücke findet Johanna Anderka in lyrischer und dennoch völlig unpathetischer Sprache treffende Bilder für die innere Welt des Kindes, die die äussere nur spiegelt, sie aber nicht analysieren und überblicken kann. Die Verwirrung des Kindes wird zur eigenen, den LeserInnen ist es kaum möglich, sich der empfundenen Hilflosigkeit und dem Ausgeliefertsein dieser unverständlichen Erwachsenenwelt zu entziehen, die Beklemmung wird damit unmittelbar spürbar. Die in Nebensätzen erzählten Geschichten konzentrieren sich in kindlicher Logik auf das, was das Kind geprägt hat. Vieles klingt dabei nur an, die schwache Mutter, von der sich die Protagonistin mehr beherrscht als beschützt fühlt, der glorifizierte Vater, der geht und nicht wiederkommt oder die Entwurzelung durch die wechselnden politischen Verhältnisse. Da wird die Teddybärin Kribine bei den Fluchtvorbereitungen in der Schublade begraben und der Geist unter der Kellertreppe zum Bunker beschworen. So intensiven Bruchstücken einer Erinnerung an ein verlorenes Kinderleben, an eine gestohlene, ungelebte Zeit möchte man sich am liebsten verschliessen, weil sie durch die Eindringlichkeit die ganz persönliche

Angst ansprechen, hilflos und handlungsunfähig zu sein. Dies jedoch geschieht nicht, kann nicht geschehen, weil die Autorin den Prozess des schmerzhaften Erinnerns auf eine Weise vollzieht, die zu ehrlich, zu offen ist. Die Distanz zur Kinderzeit, der künstlich errichtete Schutzwall wird nur ein einziges Mal mit den Worten „Ich sehe das Kind. Ich bin es.“ durchbrochen, als im Schock der erneuten Konfrontation mit dem Luftschutzbunker die Autorin begreift, dass der Krieg, den sie als Mädchen erlebt hat, auch ihr heutiges Leben betrifft, dass man ihn nicht einfach vergessen kann.

Dort hat sie ihren Schatz verloren: ihre Kindheit, ihr Vertrauen, ihre Fröhlichkeit — unter den Kohlen versteckt, „keiner bürgt fürs Wiederfinden“. „Nachtstadt“, ein Streifzug durch die eigene Kinderzeit, der Bilder und Erinnerungen willkürlich auftauchen lässt, sie miteinander verknüpft oder erschrocken ungläubig nebeneinander stellt, ist nicht nur wegen seiner Intensität eine gelungene Alternative zu „üblichen“, oft gelesenen Kriegsromanen, sondern auch oder gerade wegen seiner äusserst sensiblen sprachlichen Realisation weit weg von Wehleidigkeit und unmittelbar in seiner Angst und Bedrängnis.

Silke Andrea Schuemmer

Johanna Anderka: „Nachtstadt — Träume und Erinnerungen an eine Kindheit im Krieg“, Calatra Press Willem Enzineck, Lahnstein, 54 Seiten.

Gedichte, die anrühren

Immer noch werden Gedichte geschrieben, gute, schlechte, nötige, unnötige — und öfters von halb wahnsinnigen, ihre eigene Arbeitskraft ausbeutenden Büchermachern und

-macherinnen verlegt. Drei dieser Gedichtbände sind mir in den letzten Wochen in die Hände geraten. Und weil ich in allen heutigen, modernen Gedichte lesen durfte, möchte ich diese mit wenigen Worten vorstellen. Zuerst *Roland Heers* „Das Meer ist leer“, ein Gedichterstling, der „Im Waldgut“ erschien, in jenem Verlag also, den mit Beat Brechbühl einer der wichtigsten heutigen Schweizer Lyriker seit vielen Jahren mit grossem Engagement führt.

Der in Montreal aufgewachsene und in Zürich und Aarau als Deutschlehrer arbeitende Roland Heer hat in dem wunderschön aufgemachten und samt und sonders signierten Band einige hervorragende, (mich zumindest) antunende Gedichte, worauf wieder Texte folgen, die eher nackte Feststellungen als wirkliche Gedichte sind. Wenn Heer etwa behauptet, „im Frühling wurde noch nie ein Liebesgedicht geschrieben“, so stimmt dies schlicht nicht. Eher lass ich mir da einen seiner „berichte“ gefallen:

als mir das Gedicht einfiel
sah es aus wie neu
als ich das Gedicht aufgeschrieben hatte
sah es alt aus
als ich das Gedicht durchgestrichen hatte
sah es aus wie eine Tracht Prügel
als ich das Gedicht zerknüllt hatte
sah es aus wie Blumenkohl
als ich das Gedicht zerrissen hatte
sah es aus wie Laub
als das Gedicht verbrannt war
sah es aus wie Staub
als ich das Gedicht vergessen hatte
sah es aus wie ich

Dies ist auch die Stärke dieser Gedichte: Sie sind das Signalement eines Dichters, der ganz in der Gegenwart lebt und seine Reaktion auf diese mitteilt. Besonders in den kürzeren Texten

ten erreicht Heer eine erstaunliche Verdichtung: Hier wird Realität eines im Hier und Jetzt lebenden Mitmenschen tatsächlich sehr gekonnt ins Wort umgesetzt. Und daher sehr ich Roland Heer gern das angebliche Gedicht „selbstlaut“ nach, das nur aus „au“ besteht. Die meist knapp gehaltenen Titel (beschreibung, schildering, erörterung, behauptung usw.) entsprechen sehr diesen Gedichten und Texten, mit denen ein Autor, manchmal mit viel Humor, Welt zu meistern versucht. Wer sie liest, ist nicht mehr so allein wie vorher; einer hat da aufgespürt, warum Lebendigkeit sich trotz allem lohnt.

Anders die neuesten Gedichte von *Peter Krähenbühl*, die er „gedichte eines blinden“ nennt und die wie ein früherer Band in der Edition Hans Erpf erschienen sind. Poesie fließt hier unentwegt ein, mehr das Schöne als das Hässliche, mehr das Helle als das Dunkle. Und immer wieder kritisiert Krähenbühl dabei sein eigenes Schreiben: „allzu pathetisch/ diese worte diese bilder/ kitschig sogar ich weiss/ und/ dennoch irgendwie poetisch/ so dass es mir widerstrebt/ nun da ich halt diese kennengelernt/ andere zu wählen/ für mein gedicht über/ nuit d'été“. Ein Blinder sieht hier mehr als Sehende; und er nimmt Gerüche auf, die er derart in Worte umzusetzen vermag, dass wir die Gerüche ebenfalls mitriechen und auf einmal den Alltagskram vergessen. Darum ist sicher: In „schwarzlicht“ werd ich noch öfters blättern. Vielleicht bereits morgen.

„Nur“ im Eigenverlag hingegen konnte der junge Churer *Chris Hassler* seine Gedichte veröffentlichen; er hat sie unter dem (vielleicht Bukowski abgucken) Titel „auf dem Dach von Haus Nummer einhundertseven hockt ein junger Dichter und schreibt seiner Lieben“ herausgegeben. Die Gedichte des Churers über

Gott und die Welt sind frech, dann wieder sehr sachlich, hierauf meldet sich eine Resignation an, die durchaus auch ihre Reize hat. Wenn er etwa im „Bericht zur Lage der Nation“ meint, der junge Dichter hocke noch immer auf dem Dach und denke kühl, „diese Party, meine Lieben, läuft ohne mich“, findet man unwillkürlich Parallelen zu Vera Pillers Verweigerung. Nur manchmal macht Hassler es sich etwas gar leicht. Zum Beispiel, wenn er schreibt: „mir einen Film angeschaut, mir die Füße gewaschen und wieder etwas Lyrik gemacht“. Dies ist kein Gedicht, bestenfalls eine Art verknapptes Tagebuch. Aber handkehrum stosse ich als Leser auf Zeilen, die mich erreichen, die Chris Hassler als Suchenden entlarven:

Die Nächte enthüllen
nichts mehr seit langem,
alles ist weiss, ich bin
ganz traumlos verloren.

Daher gebe ich nachstehend gerne an, wo sein erster Gedichtband zu beziehen ist. Er wird bei ihm kaum stehenbleiben, meine ich. Die traumlose Verlorenheit könnte zum Traum werden, der die Resignation hinter sich lässt und auch die Beatdichtung, von der die ersten Gedichte Hasslers wohl noch zu sehr geprägt sind.

Werner Bucher

Roland Heer: „Das Meer ist leer“, Im Waldgut, Frauenfeld, 1993, 96 Seiten.— Peter Krähenbühl: „Schwarzlicht“, Gedichte eines Blinden, Edition Hans Erpf, Bern, 1993, 104 Seiten — Chris Hassler: „Auf dem Dach von Haus Nummer einhundertseven hockt ein junger Dichter und schreibt seiner Lieben“, Gedichte über Gott und die Welt/ Vollmondgedichte, karma Verlag, Postfach 383, 7002 Chur 2, 1993, 80 Seiten.



Illustration: Al'Leu
106 Seiten
DM/sFr. 24.–, öS 235.–
ISBN: 3-85667-027-3

Agnes Mirtse

Fluchtversuche

Skurrile Skizzen
und Geschichten

Fluchtversuche vor dem Tod ins Leben – vom Leben in den Tod. Die Texte bewegen sich zwischen diesen zwei Polen. Einige Passagen lockern die Dualität zwischen Leben und Tod auf und lassen Spielraum frei für ein Leben, das aus der Poesie der Sprache entsteht.



Illustration: Al'Leu
114 Seiten
DM/sFr. 24.–, öS 235.–
ISBN: 3-85667-030-0

Gisela Wolf

Das Lachen der jungen Frau Rothe

Erzählungen

Der Erzählband „Das Lachen der jungen Frau Rothe“ von Gisela Wolf bringt vielfältige menschliche Verhaltensweisen zur Darstellung, die zwischen faszinierendem Humor und schicksalhafter Tragik angesiedelt sind.

LEU

Edition LEU · Postfach 1704 · CH-8048 Zürich

Die Bestenliste der orte-Redaktion

Während Zeitungen, Zeitschriften und Buchhändler/-innen ihre Bestsellerlisten nach der Aktualität erstellen, basiert die unsere auf eigenen Gesichtspunkten. Das wichtigste Kriterium: Die Bücher müssen lieferbar sein. Die Liste stellten diesmal Werner Bucher, Loretta Federspiel, Virgilio Masciadri und Erwin Messmer zusammen. Die Bestenliste von orte 86:

1. **Joseph Brodsky:** „Römische Elegien und andere Gedichte“, aus dem Russischen von F. Ph. Ingold (Fischer Taschenbuch, 1993)

2. **Jutta Voss:** „Das Schwarzmondtabu“ (Kreuz-Verlag, Stuttgart, 1988)

3. **Catherine Sauvat:** „Vergessene Weiten“, Biographie zu Robert Walser, aus dem Französischen von Helmut Kossodo (Bruckner & Thünker Verlag AG Köln, Saignelégier, 1993)

4. **Germain Sauvage:** „Der Blinde von der Insel“, Krimi (Rotpunkt, Zürich und Berlin, 1982)

5. **Leopold Huber:** „Zug nach Süden“, eine Geschichte (Lenos Verlag, Basel, 1989).

6. „**AMORica Latina**“, erotische Texte lateinamerikanischer Autorinnen, herausgegeben und übersetzt von Erna Pfeiffer (Wiener Frauenverlag, 1991)

7. **Jesus Diaz:** „Die Initialen der Erde“ (Piper, München, 1990)

8. **Roland Heer:** „Das Meer ist leer“, Gedichte (Verlag im Waldgut, 1993)

9. **Wolfgang Brenneisen:** „Da hörten wir Friedel Sturm jauchzen“, Gedichte mit Originalgraphiken von Christoph Eschweiler (Eremitenpresse, Düsseldorf, 1986)

10. **Franz Hohler:** „Der Riese und die Erdbeerkonfitüre“ (auch wegen der Illustrationen von Nikolaus Heidelberg, Otto Meier, Ravensburger Buchverlag, 1993)

Geheimtip der orte-Redaktion:
„**Russische Romantik**“, ein Lesebuch für unsere Zeit, herausgegeben von Klaus Städtke (Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin, 1993)

Neu in der orte-KRIMLreihe **Cristina Achermann** „Tango criminal“

Viktor, einer wie Sie und ich, wenn auch ein wenig beleibt und ziemlich faul, trifft eines gewöhnlichen Abends im Zürcher Vergnügungsviertel auf eine tote Frau. Makaber, werden Sie denken. In unsern Zeiten ist dies freilich der Alptraum vieler eigener Nachtgänge.

Fr. 24.-/DM 28.80.

orte-LeserInnen suchen etwas, brauchen dringend etwas – oder eben nicht mehr; haben Wünsche, Ideen, Anliegen... In orte können Sie all das anderen LeserInnen mitteilen, auch denen, die einfach mal gerne Inserate lesen. Ein Inserat in orte kostet Fr. 30.– (bis 30 Worte, je weitere 10 Worte Fr. 10.–). Texte bitte schriftlich an orte, "kleininserate", Postfach 8033 Zürich

Deutschsprachiger Schriftsteller, der Laos zum Schauplatz einer längeren Novelle machen möchte, sucht günstige Zweizimmerwohnung in Vientiane zu mieten, wenn möglich mit Blick auf den Mekong. Vorschläge mit Preisangabe an

Chiffre 8601

Ausgewiesener, doch finanziell übel gebetteter Schriftsteller hat von kompetenter Seite den Rat erhalten, doch lieber Fernsehwerbung für Zahnpaste und Hundefutter zu schreiben; deshalb sucht er jetzt geduldige Zahnärzte und Haushunde, denen er versuchsweise das Resultat seiner ersten Schritte auf diesem Gebiet vorlesen darf.

Chiffre 8602

Literaturfreund sammelt systematisch Banknoten mit Dichterbildnissen. Es fehlt ihm nun noch die Cervantes-Banknote aus Äquatorial-Guinea. Angebote bitte an

Chiffre 8603

Wer setzt sich nächsten Sommer mit mir mehrere Monate an ein einsames See- oder Meerufer und hilft mir beim Versuch herauszu-

finden, was ein gutes Gedicht ist und warum es so viele schlechte Dichter gibt?

Chiffre 8604

Verschenke aus Platzgründen ein unbeschädigtes Exemplar von Ernest Hemingway "88 Gedichte", zweisprachige Ausgabe englisch/italienisch (Arnoldo Mondadori Editore), an die/den erste(n), die/der sich meldet. Anfragen an

Chiffre 8605

Versuche seit Monaten vergeblich, mir die wichtigsten Tarife der PTT zu merken; nach der fünften Fehlfrankatur binnen 14 Tagen suche ich nun dringend jemand, der mir gute Eselsbrücken bauen hilft, ehe ich wegen falsch frankierter Briefe auch noch meine letzten Freunde verloren habe.

Chiffre 8606

Dringend gesucht: Der Roman „Glühende Schatten“ des grossen guyanesischen Schriftstellers Edgar Mittelholzer, deutsche Ausgabe, erschienen im Classen-Verlag. Angebote an

Chiffre 8607

Wer hat noch von den alten *Gitanes papier maïs* (Nicotine 2,5 mg, Goudrons 27,2 mg), die man nur in Frankreich bekam? Die neue Version mit herabgesetzten Schadstoffwerten nach EG-Zwangsnormen (in identischer Packung feilgeboten) ist total missraten. Zahle Liebhaberpreis.

Chiffre 8608

Anschmiegsame Kanarienvögel zu veräussern. Mit Echtheitssiegel von der Vogelwarte Sem-pach.

Chiffre 8609

Zierratten in allen Grössen für die gepflegte Stube bietet an zu fairen Preisen
Chiffre 8610

Ich versuche ein Buch über Höhen aber lieber die Tiefen einiger Huren zu schreiben. Manuskripte oder mündliche Unterredung, mit sicherrer Diskretion. Bin Hur.
Chiffre 8611

Nicht mehr ganz taufrischer Dichter, der zu Unrecht als Trinker verketzert wird, sucht junge, interessante Freundin, die sich nicht zu sehr binden will.
Chiffre 8612

Bekannter Rheintaler Farbenhändler verkauft rostige Mountainbikes und getragene Hosen. Er malt auch Ihre der Witterung ausgesetzten Gartentische oder stellt Ihnen als Begleiter das

Malcantone vor. Als Honorar genügt ein Zweier und gelegentlich ein Halber.
Chiffre 8613

Französischer Schlossbesitzer sucht einen Schlossclown. Jeden Samstagabend wird ein zweistündiges Programm vor auserlesener Zuhörerschaft verlangt, Kost und Logis gratis.
Chiffre 8614

Stuttgarter Dichterin sucht einen Kollegen oder eine Kollegin, die aus zwei Zeilen deren vier oder aus sechs deren zwölf macht. Hohe Gewinnbeteiligung zugesichert.
Chiffre 8615

Ich verfasse für Sie Sonnette und Oden, die Sie (natürlich unter Ihrem Namen) im Merkur-Verlag herausbringen können. Pro Gedicht verlange ich nur Fr. 200.—.
Chiffre 8616

news

Literaturtage "Schriftwechsel"

Am 16./17. Oktober kommt es in Bern zum vierten Mal zu den Literaturtagen „Schriftwechsel — Frauen und Literatur“. Zu Ehren von Ingeborg Bachmann und anlässlich ihres 20. Todestages wurden verschiedene deutschsprachige, in der Schweiz publizierende Autorinnen angefragt, einen Text zu schreiben, in dem sie in irgendeiner Form von Ingeborg Bachmann ausgehen. Neun Autorinnen haben zugesagt und werden ihren Bachmann-Text erstmals am „Schriftwechsel 93“ lesen. Es sind

dies: Rahel Hutmacher, Erika Hänni, Birgit Kempker, Friederike Kretzen, Mariella Mehr, Ilma Rakusa, Kristin T. Schnider, Yla Margrit von Dach, Elisabeth Wandeler-Deck. Die Lesungen finden am Samstag tagsüber im Zähringer Theater in Bern statt. Der Samstagabend steht ganz im Zeichen von Ingeborg Bachmann als Autorin. Sigrid Weigel, Germanistik-Professorin in Zürich, wird Bachmanns literarisches Werk vorstellen und würdigen. Weitere Informationen: "Schriftwechsel", Postfach 109, 3000 Bern 11 (Tel. 031/41 35 01, ab 25.9.1993: 031/331 35 01)

Liechtensteiner

Kunst und Literatur

Jahrgang 1 (1987) Hrsg. von G.Beck, H.P. Gassner und M. Schlapp. 151 Seiten, s/w-Abbildungen und Farbtafeln. ISBN 3-906250-08-8 Fr. 52.-	Jahrgang 2 (1989) Hrsg. von R.Altmann, M. Frommelt, E. Kliemand und H. Ospelt. 254 Seiten, s/w- und Farbabbildungen. ISBN 3-906250-07-5 Fr. 52.-
---	---

Szene Liechtenstein: 35 AutorInnen und KünstlerInnen dokumentieren das zeitgenössische Kunst und Literaturschaffen.	Thema Landschaft: DichterInnen und KünstlerInnen, FotografInnen und ArchitektInnen aus Liechtenstein, Vorarlberg, der Ostschweiz und Graubünden durchleuchten die Landschaft des Rheintals.
---	---

In Ihrer Buchhandlung oder beim Verlag HP Gassner, Postfach 1222, 9490 Vaduz

4 3 2 1 0

Lyrrik aus Liechtenstein

Gaflei

*Dort hockte der Alte
dort vor dem Eingang
schnittze Wurzeln
und trank Enzian.
Aus der Küche
kam Suspenduft
auf den Fluren
roch es nach Holzwachs.
Auf dem moosenen Dach
wuchs ein Geheimnis.
Man sagte, er habe da
die Edelraute eingegraben.*

1987/1990

Hans-Jörg Rheinberger
Wind weht Licht herein
77 Gedichte;
ca. 100 S., 16 x 24 cm,
franz. Broschur, 32,- DM,

Konzise und unprätentiöse Gedichte im Sinne von poetischen Weltvermessungen. Geprägt vom Wunsch nach Verortung. Ständig bemüht, die Sprache der Natur verstehen zu lernen.

Edition Isele
Heidelstraße 9
D-79805 Eggingen